

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-191015](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-191015)



PETERS und Fritzchens Vater war Holzfäller. Früh des Morgens, wenn es noch dunkel war, stand dieser auf und ging dann zum nahen Wald auf seine Arbeitsstätte. Von der alten Dorfkirche erklang unterdessen die Morgenglocke. Diese kündete dem Vater: «Morgenstund' hat Gold im Mund.»

Die Arbeit war schwer und hart. Doch Vater Jakob konnte seine Familie mit seinem Verdienst gut ernähren. Sein Tagewerk verrichtete er sorgfältig. Draußen in der freien und schönen Natur fühlte er sich, gleich einem König, als freier Mann. Dann und wann huschte ein aufgeschrecktes Reh durch das Geäst des Niederwaldes. Auf dem sich diesem anschließenden Wiesenraine gaben sich Hasen, Wildenten und Fasanen ein Stell-dichein.

Wieder war der Vater so emsig bei der Arbeit. Da entsann er sich auf einmal — —: «In einigen Tagen beginnt doch die Adventszeit. Die Mutter war doch sonst stets um Gezweige für den Adventskranz besorgt. Welche

Freude war dies stets für seine beiden munteren Buben gewesen, in der warmen Stube beim traulichen Scheine der kleinen Adventslichter, der herzigen und lieben Stimme der Mutter andächtig zu lauschen! Wie leuchteten dann die Augen der Knaben, wenn sie vom kommenden Christkinde sprach! Soll es denn heuer nicht mehr so sein? — Beinahe hätte er unter diesem ihn fesselnden Gedankengange übersehen, dass es bereits Zeit zum Feierabendmachen geworden war. Schon läuteten drüben die Abendglocken. Unterdessen dunkelte es rasch. Neigt doch gen Weihnachten die Tageslänge mit riesigen Schritten ihrem tiefsten Stande zu.

Kalt und hungrig, Frau und Kinder freundlichst grüssend, trat jetzt Vater Jakob in die warme und behagliche Stube. Nach dem Essen sagte er zu seinen beiden Jungens: «Morgen gibt es was Schönes für euch. Morgen wird eine Riesentanne für die nahe Grossstadt gefällt. Wenn ihr wollt, kommt dann gen Mittag in den Wald zum Köpfchen. Dann

könnt ihr euch genug schöne Tannenzweige mitnehmen. Die Mutter will uns doch — wie alljährlich —, auch heuer wohl mit einem schönen Adventskranze erfreuen». Peter und Fritzchen hatten den Worten ihres Vaters aufmerksam zugehört. Riesig freuten sie sich auf den kommenden Waldgang. Wäre es doch nur schon morgen, dachten sie!

Tags darauf brachten die beiden Buben dem Vater das einfache Mittagessen nach der angegebenen Waldstelle. Ein kleines Feuerchen an einer baumfreien Stelle glimmte und wärmte. Weisser Rauch stieg zur Höhe gegen den schneebeladenen Himmel. Es roch nach Tannenduft und -harz, — so als entschwäbe Weihrauch in einem Gotteshause zum Firmament empor. Die würzige Waldluft hatte dem Vater einen guten Appetit bereitet. Während er ass, beluden sich die zwei Jungens mit schönen Tannenzweigen. Nun ging es rasch wieder heimwärts zur Mutter. Sie sollte staunen, ob der herrlichen Tannenzweige. Jene machte sich nun gleich ans Werk. Bis zum Abend, wenn der Vater von der Arbeit kommt, soll doch der Adventskranz — altem Brauche entsprechend — fertig sein. Tags darauf ist es doch schon Adventszeit: 1. Sonntag!

Vater und Mutter und die beiden Buben gingen an diesem Sonntagmorgen

gemeinsam zur Kirche. Der Priester predigte über die Worte: «Bereitet den Weg des Herrn — — —.» Andächtig sang die versammelte Gemeinde: «Taufet Himmel den Gerechten — — —!» Nun war es hl. Adventszeit. Zeit des Harrens und der Läuterung für alle gutwilligen Menschen!

Der erste Adventssonntag ging zur Neige. Draussen dunkelte es rasch. Vom alten Kirchturm erklang die traute Stimme der Abendglocke. Da zündete die Mutter in der warmen Stube das erste Kerzlein, (1. Adventssonntag) am schön gefertigten Adventskranze an. Voll Freude strahlten zwei Paar Kinderaugen. Andächtig lauschten dann Peter und Fritzchen Mutters Erzählung von der Adventszeit und vom lieben Christkindlein. Und während die beiden Buben, der Eltern Stolz und Freude, in ihren Bettchen hiernach davon süß träumten, widmeten Vater und Mutter sich noch etwas der wohlverdienten geistigen Musse und lasen nun als alte und treue Freunde in ihrem lieben Heimatkalender: «Der Grosse Strassburger Hinkende Bote». Und als dann beide vom Lesen müde geworden waren, sprachen sie zueinander: «Fürwahr, dies ist wirklich ein schöner Kalender! Wir halten ihm die Treue! und nun wollen wir schlafen gehen, denn heute war es — Advent —!»



## «KAELBEL'S ELITE-SAMEN»

Die im Elsass meistbegehrte  
beliebte Marke von Ruf!

Verlangen Sie Katalog und Bedingungen für Franko-Lieferung  
im bekannten Spezialgeschäft

**A. KAELBEL,** GRAINES **SÉLESTAT**  
TÉLÉPHONE 218

# Drei Schweizer Bergsagen

Im Berner Oberland, nicht weit vom Thuner-See, wo die Alpenberge urgewaltig in den blauen Himmel hineinragen, gibt es steil abfallende Felswände an einem Berg, der nicht allzu hoch und im Sommer schneefrei ist, und doch als fast unbesteigbar gilt. Selbst der wagemutige Wildheuer meidet diese Fluhen, sogar die Gamsen verzichten auf die würzigen Gräser und Kräuter, die da droben wachsen. Kein Wunder, dass auch schöne und seltene Alpenpflanzen dort ruhig und unberührt gedeihen können, vor allem das tief dunkelrot leuchtende «Fluhblüemeli»!

Vor vielen hundert Jahren lebte da in einem Dorf am See ein sehr reicher Bauer. Sein einziges Töchterlein, eine wunderhübsche Maid, war den Burschen der weiten Umgegend nicht unbekannt

geblieben. Doch manchen Freier, der ihr nicht vornehm genug war, hatte sie kalt abgewiesen.

Da kam auch einmal ein guter, braver, biederer junger Mensch, dessen Herz in unsagbarer Liebe zu ihr schlug. Auch er fand kein Ohr bei ihr. Es war ein Sennenfest auf der Alp. Als der Bursch und das Maideli miteinander manches Glas Wein getrunken, wurde ihr Herz weicher, und und sie versprach ihm, ihn zu heiraten. «Aber», fügte sie hinzu, «du mußt mir von den Fluhblüemeli, die über jener Felswand blühen, holen!»

Schon am nächsten Morgen sah man den übergelücklichen Jüngling mit beflügelten Schritten über die Alm schreiten, aufwärts zur gefürchteten Fluhwand. Ein gewandter, furchtloser Kletterer, stieg er an der jäh abschüssigen Fläche hinauf. An jedem Felsvorsprung klimmt er höher, an jedem kleinen, etwas vorstehenden Steinknorren, den seine Faust umfaßt, zieht er sich empor, in jede Felsenritze krallt er die Zehen und Finger ein. Nicht achtet er die Schmerzen der zerschundenen, blutenden Hände und Füße, nicht fürchtet er den schauerlichen Abgrund unter sich. Ein Gedanke treibt ihn, ein Ziel: Fluhblüemeli!

In schwindelnder Höhe droben klettert er. Ob er sein Ziel erreicht? O bald ist's geschehen. Nur noch eine kurze Strecke. Schon lachen ihn die purpurnen Blümlein an, Jetzt! Welch Glück! Seine blutigen Finger pflücken eine der Glücksblumen, eine zweite, ach eine dritte! Da löst sich ein Stein, er gleitet aus — — — Drunten am Fusse der Fluhwand liegt der Aermste, zerschmettert.

Gegen Mittag geht das Maidli ahnungslos und froh singend an der Felswand vorbei. Ein Schrei! Starrer





Blick! « Ich Unglückselige — habe dich — in den Tod — ! »

Entseelt sinkt es neben den Abgestürzten auf den felsigen Grund.

Die starren Hände des Jünglings halten noch die Flußblüemeli fest umschlossen, und aus seinem Blut am Boden, ist's möglich, beginnt's zu sprossen, ein Sträuchlein wächst daraus hervor mit leuchtenden, roten Blüten, wie das Blut des Toten so rot: Alpenrosen.

\*  
\*\*

Zur Zeit, da das gewaltige Römerreich fast die ganze damals bekannte Welt umspannte, rief einmal der Kaiser in Rom einen hohen Verwaltungsbeamten zur Verantwortung zu sich. Der hatte sich wohl Schweres zu Schulden kommen lassen, denn der Kaiser liess ihn ins Gefängnis werfen. Eines Tages fand man ihn tot in seiner Zelle. Selbstmord.

Man warf seinen Leichnam in den Tiberfluss zu Rom. Doch in der Stadt brachen alsbald Seuchen aus. Nun überführte man den Toten nach Lyon, um ihn in die Rhône zu versenken. Auch hier Krankheiten, schreckliche Ungewitter und allerlei Unheil. Desgleichen als man ihn

nach Lausanne gebracht. Endlich glaubte man, den sicheren Ruheort für ihn gefunden zu haben; man trug ihn auf den fractus Mons, d. i. gebrochenen Berg, später Frakmunts genannt. Es ist dies ein wild zerklüfteter Berg am Vierwaldstätter-See. Hoch oben an seinem Gipfel übergab man die Leiche einem kleinen, düsteren Hochsee.

Wer aber glaubt, dass man nun Ruhe hatte, der irrt sich. Der Geist des Toten wirbelte das Seewasser auf bis in den Grund; er peitschte es so, dass die Fluten über die Bergmatten jagten, das angsterfüllte Weidvieh in die tiefen Abgründe und Schluchten trieb. Er warf gewaltige Lawinen Verderben bringend ins Tal hinab, peinigte im Sommer das Herdenvieh durch ganze Schwärme von giftigen Mücken.

In höchster Not versuchte man es mit Geisterbeschwörung, umsonst.

Da erschien einmal in der Stadt am Fusse des Berges ein Mann, der vorgab, Geister bannen zu können. Er stieg zum See hinauf, um den Bösen zu vertreiben. Der aber gehorchte nicht, ja er drohte dem Fremden, ihn im See zu vernichten und brachte die Felsen am Ufer schon zum Krachen und Wanken.

Nun befahl der Beschwörer dem Widersacher, ihm auf einen Platz etwas abseits zu folgen. Dort begann der Kampf von neuem. Diesmal musste der Böse weichen. Die Stelle, wo die wirksame Beschwörung stattfand, erkennt man heute noch. Sie heisst Widerfeld und liegt zwischen zwei Felsspitzen des Berges in einer Höhe von etwa 2.000 Meter. Auf diesem Platz wächst nichts Grünes, es sieht aus, als habe giftiger Höllenqualm hier alles versengt.

Der Gebannte sprengte hoch zu Ross in den See, wo er bis zum letzten Gericht verbleiben muss. Einmal im Jahr zeigt er sich: am Karfreitag. Da schäumt und brodelt es in der Mitte des Sees, und den dunkeln Wassern entsteigt der Gebannte, auf einem Richterstuhl sitzend.

Er trägt ein langes, rotes Gewand, sein Haar ist schneeweiss. Voll Entsetzen starrt er auf seine blutbefleckten Hände, die er reinwaschen will, was ihm jedoch nicht gelingt. Wer ihn so erblickt, ob Jäger, Hirt oder Wanderer, — Gott sei ihm gnädig! — er wird in der nächsten Zeit sterben. Er darf so lange über dem Wasser verbleiben, als in der Stadtkirche drunten die Passion, die Leidensgeschichte Jesu, gelesen wird. Dann versinkt er wieder in den schauerlichen See.

Wenn auch heute niemand mehr diese Erscheinung wahrnimmt, so hütet sich doch jeder Vorübergehende, Steine in den See zu werfen, um den Bösen nicht herauszufordern.

Wie heisst die Stadt am Fusse des Berges am Vierwaldstätter-See? Ihr werdet es schon erraten haben: Luzern. Wer ist der hohe Verwaltungsbeamte, von dem diese Sage geht? — Pilatus, der römische Statthalter, der Jesus zum Tod verurteilt hat.

Wie heisst der Berg, fractus Mons, heute? — Auch Pilatus.

\*  
\*\*

Unweit der elsässischen Juraburg Landskron, ganz nahe der Grenze, aber schon auf Schweizer Boden gelegen, erhebt sich auf hohem Felsplateau der bekannte Muttergottes-Wallfahrtsort Maria-Stein. Dem Osten zu fällt die Höhe in einer steilen Felswand jäh in ein tiefes Tal ab. Nicht immer lebten hier Benediktiner, nicht immer pilgerte man da zur Muttergottes. Von diesem Ort erzählen uns die Schweizer folgendes:

Auf der steilen Höhe in einer stolzen Burg wohnte einst ein wirklich vornehmer Ritter, ein Edelmann von der Fusssohle bis zum Scheitel, «ohne Furcht und ohne Tadel», hoch geehrt im ganzen Umkreis. Als er eines Tages über Land reiten musste, bat er erst um Gottes Schutz für sich und seine Familie.



Es war ein heisser Sommertag, und die Edelfrau sehnte sich nach den sonnigen Matten. Sie verliess daher das Burgtor und erging sich mit ihrem kleinen Töchterlein im Freien. Die Blumen blühten, die Bienen summten, die Schmetterlinge flogen umher. Ihr Blick weilte auf dem Umkreis, fiel auch in das tief eingeschnittene Tal. Nach einer Weile liess sie sich im Schatten nieder, lauschte dem Singen und Jubilieren der Vögel und versank ins Träumen, während das Kind Blumen pflückte, das gefüllte Körblein ihr in den Schoss leerte und wieder fortlief.

Plötzlich ein Schrei. War das nicht die Stimme ihres Töchterleins? Was war geschehen? Sie rief dessen Namen. Keine Antwort. Hatte sich ein Wolf oder Bär herangewagt und es angefallen? Sie sprang auf. Ihr Blick überflog die Matten. Angsterfüllt eilte sie zum Wäldchen, rief und rief. Umsonst. Das Wäldchen reichte bis zu der jäh in die schauerliche Tiefe abfallenden Fluhwand. Ganz wenig

Buschwerk verdeckte den Felsrand  
Sollte das Kind — — —

Der Edelfrau erstarrte das Blut, sie wankte. Doch ihr Mutterherz verlieh ihr Kraft und Mut. « Barmherziger Gott! Liebe Mutter Gottes! »

Auf gefährlichem Zickzackpfad eilte sie flugschnell in die Tiefe, wohl tausendmal des Lieblings Namen rufend. Im Geiste sah sie schon das Kind zerschmettert am Fusse der abschüssigen Fluhwand liegen.

Da plötzlich lief das Mädchen hell auflachend auf sie zu und hielt ihr ein Körblein mit Erdbeeren entgegen: « Schau, Mutter, die habe ich alle gepflückt! »

Sprachlos starrte die Edelfrau ihr Kind an.

« Ist's möglich! » entrang es sich endlich ihrer Brust. Und während sie die Wiedergefundene an ihr Herz drückte, erzählte die Kleine: « Ich ging vor bis hart an den Rand. Auf einmal — ich weiss nicht wie — fiel ich in die Tiefe. Und da verspürte ich weiche Arme, die mich trugen, und eine Dame, schöner als

ein Engel, blickte mich voll Liebe an. Sie schwebte mit mir ganz langsam hernieder und setzte mich in die Blumen der Matte. Ich sah mich nun ganz allein, die schöne Dame war nicht mehr bei mir. Um mich her erblickte ich viele Erdbeeren. Die habe ich gepflückt. Nimm das gefüllte Körblein! »

« Jungfrau, himmlische Mutter, dich hat Gott gesandt, um mein Kind zu retten! » rief hochbeglückt die Edelfrau aus.

Sie kehrten ins Schloss zurück, und abends erzählte die Mutter dem heimkehrenden Gemahl das Geschehene. Der erkannte darin sogleich ein Wunder und liess auf der Höhe oberhalb der steilen Fluh eine Kapelle erbauen, wo dann später ein Kloster entstand und eine Kirche.

Von der Wallfahrtskirche führt heute noch eine Treppe mit vielen Staffeln durch einen Felsgang hinab in eine geräumige Felshöhle mit der Kapelle und dem Gnadenaltar unserer Lieben Frau von Maria im Stein.

Nacherzählt von A. BEYLER.



## Mein Pfeifchen

Wir haben uns immer geliebt und vertragen.  
Du warst mir, lieb Pfeifchen, stets Freund.  
Dein Anblick tut jedem Kenner verraten:  
Ein Freund ist's, der dich gebräunt.

Du hilfst mir getreulich beim Schaffen und  
[Ringen ;  
Dein Duft gibt mir magische Kraft.  
Du schenkst meiner Seele zum Fliegen die  
[Schwingen,  
Wenn mir das Vertrauen erschläft.

So teilst du, mein Pfeifchen, das Leid und die  
[Freude,

So oft sie mir rühren ans Herz ;  
Drum liebe ich dankbar wie gestern dich heute...  
Bleib' treu mir im Ernst und im Scherz!

Laurent HEINRICH.

Ich atme beseligt in friedlichen Tagen  
Den fein aromatischen Duft  
Und folge leicht träumend in stillem Behagen  
Dem Wölkchen, das langsam verpufft.

Doch pustest du mächtig, wenn Missmut und  
[Ärger

Mir lullen die zornige Brust.  
Es wehet dein Odem stets dunkler und stärker,  
Entflieht mir die schaffende Lust.

# Etwas über Radiesthesie

## *Wünschelrute, Pendel und Erdstrahlen*

**R**ADIESTHESIE»; unter diesem Ausdruck vereinigen sich die Begriffe von Wünschelrute, Pendel und der mit diesen beiden untrennbaren Theorie von den sog. Erdstrahlen. Doch kann dieselbe keinesfalls als Kunst oder Wissenschaft bezeichnet werden; viel mehr angebracht ist die Bezeichnung als Begabung, als Befähigung. Diese Befähigung ist eine natürliche, angeborene; sie kann nicht erzwungen und auch nicht in den Hörsälen höherer Schulen erlernt werden. Deshalb wird auch von manchen Gelehrten, weil sie selber nicht imstande sind, mit Rute oder Pendel zu experimentieren, die Sache glatt abgelehnt oder mit unbewusster, oder gar bewusster Suggestion, wenn nicht gar mit Hokus-pokus oder selbst Schwindel bezeichnet. Solche Herren wären sehr leicht eines besseren zu belehren, wenn sie es nicht unter ihrer Würde hielten, oder schliesslich den Mut aufbrächten, mit einem begabten Rutengänger zu experimentieren. Man gebe einem solchen Herrn den einen Griff der Rute in die Hand, mit der Anweisung, die Rute festzuhalten und unter keinen Umständen dieselbe sich drehen zu lassen, indes der Rutengänger den anderen Griff in die hohle Hand legt, bloss um Kontakt herzustellen, ohne die Hand zu schliessen, um derart weder eine gewollte oder ungewollte Drehung hervorrufen zu können. Dann geben sich die beiden die freien Hände und schreiten vorwärts. Wie sie dann eine Wasserader überschreiten, wird sich die Rute nach unten oder auch nach oben drehen, und der Zweifler, der trotz des Widerstandes die Rute in ihrer Bewegung nicht aufhalten kann, wird bald inne werden,

dass hier kein Bluff oder Schwindel vorliegen kann, sondern dass hier andere, geheimnisvolle Kräfte vorliegen, was nicht mehr weggeleugnet werden kann.

Manch einer dürfte sich wohl auch wundern, warum nicht jeder Mensch dazu befähigt ist, da doch alle anderen Sachen, Musik, Literatur, Malerei, und die verschiedenen Handwerke von jedem normalen Menschen doch wenigstens einigermaßen erlernt werden können, wenn er den dazu nötigen Willen aufbringt. Auch hier muss man eingestehen, dass die Veranlagung verschieden ist. Manch einer bringt es mit den geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, durch Fleiss und Ausdauer viel weiter als mancher andere, für dessen Ausbildung grosse Summen drangesetzt werden. Und so ist es in allen Dingen, und wenn aus einem nicht viel wird, so heisst es gewöhnlich, es hat ihm am Talent gefehlt, was wirklich auch richtig ist.

Auch in der Radiesthesie ist ein Talent vorhanden; freilich ganz anderer Art als in den vorerwähnten Berufen. Dieses Talent beruht auf der Feinfühligkeit des Nervensystems, die nicht bei allen Menschen die gleiche ist. Diese feinfühlenden Nerven sind es, welche die Ausstrahlungen, welche aus der Erde kommen, auffangen und sie auf Rute oder Pendel übertragen, welche letztere an sich die Zeiger sind, welche die Reaktion angeben, wie dies beim Voltmeter, Amperemeter usw. der Fall ist. Die Rute oder der Pendel ist für sich kein eigentliches Instrument; dieses ist der Mensch an sich selber. Man hat schon allerlei physikalische Instrumente gebaut, welche





Rute und Pendel ersetzen sollen, und zwar mit mehr oder minder guten Erfolgen, aber ein feineres physikalisches Instrument, als das menschliche Nervensystem eines ist, wird wohl kein irdischer Forscher zu bauen vermögen.

Wie wir bereits gesehen haben, sind nicht alle Menschen befähigt, Wünschelrute oder Pendel zu handhaben, und man rechnet, dass ungefähr 5 bis 6 Prozent diese Befähigung besitzen. Es dürften aber schliesslich viel mehr sein, denn es gibt recht viele Menschen, die von Wünschelrute oder Pendel gar nichts wissen und schliesslich zu deren Handhabung recht gut befähigt wären. So wäre es mir schliesslich selber ergangen, wenn nicht vor bald einem halben Jahrhundert ein deutscher Wiesenbaumeister (heute Ingénieur du Génie Rural) mich darauf gebracht hätte. Ich leitete damals hier oben im Sundgau die Arbeiten einer holländischen Petroleumgesellschaft, und der Wiesenbaumeister (Hartwich hiess er und war in Mülhausen angestellt) hatte dienstlich mit mir zu tun. Bei dieser Ge-

legenheit meinte er: « Herr Zumstein, Sie sind jetzt ein junger, angehender Prosektor, arbeiten Sie auch mit der Wünschelrute? » « Wünschelrute? » gab ich zur Antwort. « Das Dings kenne ich gar nicht! » « So? » meinte jener darauf, « dann will ich es Ihnen zeigen! » Er schnitt an einem Haselstrauch einen Gabelzweig von der ungefähren Dicke eines Bleistiftes, ca 50 bis 60 cm lang, gab mir denselben in die Hände und zeigte mir, wie ich ihn halten müsse. Dann sagte er mir: « So, jetzt schreiten Sie übers Gelände, und wenn Sie einen Quellenlauf überschreiten und falls Sie dazu befähigt sind, so dreht sich die Gabelrute nach oben oder auch nach unten! » Ich tat, wie er mir gesagt, und kaum war ich eine ganz kurze Strecke gegangen, begann sich die Rute in meinen Händen zu drehen. Ich hielt sie fester, und kraak — die Rute brach in meinen Händen entzwei, was dem Herrn gar ein « Donnerwetter » entlockte. Er sagte darauf: « Ich werde Ihnen jetzt eine andere Rute schneiden, aber wenn sie sich zu drehen beginnt, müssen Sie etwas nachgeben! » Ich überschritt nunmehr wieder das Gelände und richtig — an derselben Stelle beginnt die Rute sich wieder nach aufwärts zu drehen und ein paar Schritte weiter fällt sie wieder von selber zurück. Ich wiederholte den Gang mehrere Male, und immer mit demselben Ergebnis. Der Wiesenbaumeister gab mir dann noch allerhand Erklärungen und Ratschläge, und ich — ich war Wünschelrutengänger geworden. Aber es gab noch lange zu probieren und zu experimentieren, bis ich so weit war. Wenn ich da von den Feldarbeiten nach Hause zurückkehrte, schnitt ich mir oft eine Wünschelrute oder auch bei Spaziergängen, schritt über die Felder und verfolgte die Spuren von Quellen, welche die Rute mir angab; dabei konnte ich oft recht interessante Feststellungen machen. Dann verfolgte ich alles, was mir in Zeitungen und Zeitschriften auf diesem Ge-

bierte zu Augen kam; zudem beschaffte ich mir so viel wie möglich Literatur über Rute und Pendel. Kurz und gut, die Sache interessierte mich sehr, und als ich meiner Sache so ziemlich sicher war, verwendete ich sie praktisch, indem ich Quellen aufsuchte für Leute, die Brunnen graben lassen wollten. Ich hatte recht gute Erfolge und selten einen Fehlschlag zu verzeichnen, dies lediglich, wie es sich manchmal nachher herausstellte, aus dem Grunde, dass man nicht tief genug hinuntergegangen war. Die Tiefenbestimmung ist eben eine recht diffizile Sache.

Erst als mein nunmehriger Nachfolger, M. Schirck, mir seine Methode (Interruptionssystem) beigebracht, konnte ich mich darin richtig zurechtfinden. Dass ich mich als Rutengänger gut bewährte und mir sogar nach und nach einigen Ruhm verschaffte, beweist der Umstand, dass die Baugesellschaft, welche s. Zt das Kembser Kraftwerk gebaut hat, mich beauftragte, das ganze Terrain abzusuchen, die Quellenläufe festzustellen, um durch Bohrungen oder Schachtenanlagen das Wasser wegpumpen zu können. Man muss sich eben vorstellen, dass der Grundwasserstand damals ein recht hoher war und das reichlich vorhandene Wasser die Baggerarbeiten erheblich beeinträchtigt haben würde. Ich darf erwähnen, dass die Gesellschaft mit den Ergebnissen meiner Prospektionen sehr zufrieden war. Bei dieser Gelegenheit lernte ich meinen Mitarbeiter und Nachfolger M. Schirck kennen. Meine Prospektionen auf Wasserquellen waren recht erfolgreich; aber immer hätte ich gern mittelst der Rute (mit dem Pendel gab ich mich sehr wenig ab), auch andere Bodenschätze, Erze, vor allem auch Petroleum aufgefunden, was für mich, als Leiter von derlei Aufschlussarbeiten, besonders wichtig gewesen wäre. Ich wandte verschiedene Methoden an, wie sie von anderen Rutengängern

angewendet wurden, aber etwas Positives brachte ich nicht heraus. Ich hatte allerlei Vorstellungen und Pläne im Kopfe, brachte sie aber nicht zur Ausführung, bis M. Schirck in unser Haus, unsere Nichte heiratete (unsere Ehe war kinderlos geblieben, die älteste Tochter meines Schwagers war gleichsam wie eine Tochter bei uns). Ich teilte meine Ansichten und die Ergebnisse meiner Versuche M. Schirck mit. Diesem gelang es, die « Baguette sourcière sélective » zu konstruieren, mittelst derer man im Erdinnern lagernde Fossilien, Oel, Erz usw. genau definieren kann. Vor dem letzten Weltkriege wurde M. Schirck nach England gerufen, wohin ich ihn begleitete; wir führten vor vornehmen Persönlichkeiten und Gelehrten der Londoner Universität, sowie den Vertretern der grossen Zeitungen, wie « Times », « Daily Mail » u. a. Experimente aus, die bestaunt wurden. Man kann sich wohl noch erinnern, dass



auch französische Zeitungen (auch Mülhauser und Strassburger Blätter) aus den englischen Zeitungen entnommene Berichte brachten. Auch im Pechelbronner Oelgebiet wurden auf Veranlassung des «Office National des Combustibles Liquides, Paris» Experimente unternommen, über welche die Anwesenden staunten. Warum man in dieser Hinsicht die gewiss nicht unwichtige Sache nicht weiterverfolgte, gehört auf ein anderes Blatt geschrieben.

Als ich vor langen Jahren schon, durch in Zeitschriften erschienene Abhandlungen, auf die oft unheimlich wirkenden Ausstrahlungen von Wasseradern auf den Gesundheitszustand von Menschen und Tieren aufmerksam gemacht worden, begann ich auch auf diesem Gebiete eifrig nachzuforschen. Und merkwürdig — bei allerlei Familienkrankheiten, allerlei Beschwerden, von denen die Leute niemals gänzlich loskommen konnten, bei mysteriösen Krankheitsfällen, bei allerlei Missgeschick und unerklärlichen Verlusten in Stallungen, wo man sogar an den Einfluss böser Menschen geglaubt, und bei sog. «Daifern» oder anderen Hexenbannern, Rat und Hilfe gesucht, ergaben meine Untersuchungen, dass es sich um den Einfluss vorerwähnter Ausstrahlungen, vornehmlich um Kreuzungsstellen zweier Quellen handle. Ich wurde auch darauf aufmerksam gemacht, dass der Blitz ganz besonders dort einschlägt, wo sich Kreuzungen von Wasseradern befinden. Diesem Umstände schenkte ich ganz besondere Beachtung; ich habe bis heute wohl an die 450 Blitzeinschlagstellen untersucht und alle, ich darf sagen, ohne Ausnahme, auf Kreuzungsstellen gefunden, so dass ich getrost zu behaupten wage, dass der Blitz nach meiner Ansicht nirgendwo einschlägt, als dort wo sich solche ominöse Quellenkreuzungen befinden.

So war ich denn schon vor langer Zeit auf den Grund mancher Uebel gekommen, die damals als das Werk von

Hexen bezeichnet wurden. Ja, es gibt heute noch (was man fast nicht glauben möchte und doch wahr ist) Leute, die von solchem Hexenwahn befallen sind. Der Sache war ich wohl auf dem Grund, konnte aber nichts dagegen tun, als das Umstellen der Betten, in Ställen das Wechseln der Standorte anzuempfehlen. Und da las ich denn auch von den Abschirmapparaten, die allenthalben, zuerst vornehmlich in der Schweiz gebaut wurden. Ich versuchte allerlei, brachte aber nie das, was ich wünschte, zu stande, wie dies auch anderen Erfindern auf diesem Gebiet ergangen sein mag. Gar oft hörte man von Apparaten, die in pompöser Weise angepriesen worden, und von denen man in wenigen Jahren oder gar Monaten nichts mehr hörte. Und da war es wiederum M. Schirck, der auf meine Beobachtungen und Erfahrungen hin einen Apparat konstruierte, den «Deviator», der schon Hunderten von Menschen und Tieren die Gesundheit oder gar das Leben gerettet hat. Dieser Apparat gehört zu den besten, die bis heute gebaut worden sind. Nach längerer Bewährungszeit hat M. Schirck den Apparat 1935 zum Patent angemeldet; es wurde ihm als «Dispositif protecteur contre les radiations terrestres» unter der Nummer 811.484 ein Brevet d'invention erteilt.

In seinem 1937 verfassten Werke, «Der Pendel als wissenschaftliches Instrument», schreibt der leider allzu früh verstorbene, berühmte Radiesthesist H. Abbé Mermet: «Ich kenne unter anderen einen in Frankreich patentierten Apparat, mit dem man seit zwei Jahren wirklich wunderbare Heilungen von kranken Personen oder Tieren erzielt oder schädliche Einflüsse auf Nahrungsmittel aufzuheben vermocht hat». Dies veranlasst mich zu bemerken, dass auch wir derartige Einflüsse, besonders auf Wein, in grösseren Weinkellereien des elsässischen Reblandes öfters festgestellt haben, wo dann durch Anbringen unseres

« Deviator » dieser Misstand für dauernd behoben wurde. In dem erwähnten Werke findet sich auch eine Mahnung an diejenigen, welche in die Lage kommen, solche Schutzapparate zu beschaffen. Zu den Abschirmanlagen ist zu bemerken: Nach den seit dem Ableben des Abbé Mermet gemachten Erfahrungen ist die grösste Vorsicht geboten. Es gibt tatsächlich heute solche Einrichtungen, die seit vielen Jahren in Gebrauch sind und einwandfrei funktionieren. Aber sie sind immerhin kostspielig, wenn auch natürlich viel weniger als sogenannte preiswerte Anlagen, die entweder gar nicht, oder doch nur kurze Zeit ihren Zweck erfüllen. Diese kleineren Anlagen oder Apparate sind in ihrer Wirkung nur auf ganz geringen Umkreis beschränkt oder die schädlichen Strahlen, die sie ablenken wollen, haben sie selber so gesättigt, dass sie dafür wieder durchlässig werden. Wer also sich oder seine Angehörigen oder seine Tiere in einem unterstrahlten Stall dauernd vor gesundheitsschädlichen Strahlen schützen will, muss sich an zuverlässige und erfahrene Spezialisten wenden. Wir wollen hier noch bemerken, dass für den von M. Schirck konstruierten Apparat von der Regierung das Patent für fünf weitere Jahre verlängert wurde, da er dasselbe während der deutschen Okkupationszeit nicht ausnützen konnte.

Wie man aus vorliegender Abhandlung ersehen kann, und wie es durch Hunderte von Fachleuten erwiesen ist, sind diese gesundheitsschädlichen Ausstrahlungen vorhanden; sie lassen sich nicht weglegen. Auch gibt es schon manche Aerzte, die in gewissen Fällen ihren Patienten den Rat geben, ihre Wohnung untersuchen zu lassen. Wer also unerklärliche Beschwerden fühlt, Schlaflosigkeit, unerklärliche Müdigkeit des Morgens beim Aufstehen, nervöses Kopfleiden, das trotz aller Mittel nicht zurückbleiben will, rheumatische Leiden,

bei denen ärztliche Behandlung keinen andauernden Erfolg hat, auch so bei immer wiederkehrenden Herzleiden, Krampf in Waden oder Füßen, oder wer im Stalle unliebsame Vorgänge wahrnimmt, unruhiges Benehmen bei Pferden, unerklärliche Abmagerung des Viehes in gewissen Ständen, anormales Eingehen von Kälbern usw. zu verzeichnen hat, dem ist anzuraten, Haus und Stallung durch einen bewährten, zuverlässigen Rutengänger oder Pendler untersuchen, und gegebenenfalls die notwendigen Abschirmapparate einbauen zu lassen. Zu weiteren Auskünften über diese recht wichtige Sache bin ich auf ernstgemeinte Anfragen gerne bereit.

Magstaff-le-Bas (Haut-Rhin).

Charles ZUMSTEIN.





Eine Erzählung von Georges Richard

HERR Müller sprang ganz aufgeregt, von der Strasse kommend, durch die Vorhalle der Sternwarte, so dass der überraschte Portier kaum die Zeit fand, seine Zeitung unter dem Dienstschalter verschwinden zu lassen, wie es seine Gewohnheit war, wenn er Schritte vernahm. «Donnerwetter», dachte er, «was ist denn mit dem da los? Sonst so ein ruhiger Mensch?» Dabei bückte er sich kopfschüttelnd, um die Zeitung wieder hervorzuholen.

Indessen war Herr Müller bis in sein Büro weitergeeilt, wo er, nachdem er sich seines Mantels entledigt und ein kleines Köfferchen behutsam vor sich auf den Schreibtisch gestellt hatte, hastig zum Hausteleskop griff: «Hallo, Krause!» — «Jawohl, Herr Müller?» — «Guten Abend, Krause. Richten Sie mal sofort das grosse Teleskop auf die Nova...» — «Aber, Herr Müller, wollen Sie gütigst verzeihen, jedoch...» — «Was jedoch? Ist der Gangregler...?» — «Doch, doch, Herr Müller, die Montreure waren heute da. Funktioniert alles tadellos, jedoch...» — «Also, dann machen Sie schon. Ich komme nachher auf einen Sprung hinüber. Die Koordinaten finden Sie auf dem Befehls-pult.» Schwapp, lag der Hörer wieder auf der Gabel.

Herr Müller sah nach der Uhr, zwanzig nach acht. Mit der Elektrischen ist doch nie kein Vorwärtskommen, dachte er ärgerlich, besonders um die Abendstunden. Zwölfhundert Jahre. Ach, überlegte er weiter, es eilt schliesslich auch nicht so, ich bin nur eben aufgeregt. Meine Frau hat schon recht, wenn sie mir immer wieder sagt, es habe alles ja doch keinen Sinn, und alles käme zu guter Letzt wie es kommt.

Drüben, unter der Kuppel, stand unterdessen der Saaldiener Krause am Befehls-pult, und hantierte an den verschiedenen Hebeln und Knöpfen herum. Langsam, leicht summend, drehte die Kuppel, oben öffnete sich rollend der Spalt, das Teleskop legte sich folgsam, wie ein aufmerksames braves Tier in die befohlene Richtung, der Regulator schnappte ein, und im Raume verloren verhallend, schnurrten emsig lustig die kleinen Motore. «So, sagte Krause, «soweit wäre nun dem Chefastronomen Müller gedient».

Es währte auch nicht lange, so stürzte dieser mit stummem Grusse herein, blickte zuerst durch das Okular, und, erstaunt darauf rasch durch den Sucher: «Aber, Menschenskind, Krause, wie können sie nur? Der Himmel ist ja ganz zu?» — «Ich wollte es

Ihnen ja auch sagen, Herr Müller, sie wollten aber einfach nicht hören.» — «Ja, ja, schon gut, Krause. Und die Aussichten?» — «Die Wetterwarte meldet Aufhellung bis in zwei Stunden.» — «So? Na, dann hat es ja noch Zeit. Bauen Sie den Spektroskopen an, photographisch natürlich: ich brauche ein gutes Spektrum.»

Herr Müller ging sehr gemessen wieder weg. «Ich bin zu aufgeregt», dachte er, «aber wer sollte es unter diesen Umständen nicht sein?» Sich Zwang antuend, schritt er gemächlich ins Rechenzimmer. «Guten Abend Herr Schmitt», begrüßte er dort seinen ersten Gehilfen, welcher freundlich antwortete. Das Verhältnis zwischen beiden war das langjährig zusammenarbeitender Männer. «Sagen Sie mal, Herr Schmitt, haben Sie schon ein klares Bild? Was haben Sie bis dahin herausbekommen?» — «Soeben prüfe ich nach. Sollte ich mich nicht geirrt haben, so schliesse ich auf zwölfhundert Lichtjahre. Die Explosion erfolgte demnach zur Zeit Karls des Grossen. Aber, was ist Ihnen?» Erschrocken sah er auf Herrn Müller, welcher sich schwer auf einen Sessel niederliess. «Sie sollten eine Weile aussetzen, Herr Müller. Wird Ihnen übel?» — «Ach nein, bitte, bitte», wies er Herrn Schmitt zurück, «Zwölfhundert Jahre? Merkwürdig» — «Beeindruckt Sie das so?», fragte Herr Schmitt erstaunt, «Ich sehe darin nichts Aussergewöhnliches. Oder, Herr Müller, steckt da vielleicht wieder etwas Spiritistisches dahinter? Sie machen sich damit noch völlig die Nerven kaputt, und dabei, erlauben Sie, dass ich es sage, ist doch alles verlorene Mühe.» — «Sagen Sie doch gleich, dass es Blödsinn ist. Diesmal werde ich Sie jedoch überführen. Ja, ja, lachen Sie nur, wer zuletzt lacht... Also gestern Abend hatten wir Sitzung, ja wohl, spiritistische Sitzung und, ... Zi-

garett...? Kurz, Herr Schneider, der Schriftsteller, Sie kennen ihn ja, sowie die anderen Damen und Herren, Sie kennen ja die gewöhnliche Zusammensetzung, waren dabei, und zwar wollten wir eine neue Methode ausprobieren. Sie wissen ja, dass man das Fluidum von Geistern schon auf Lichtbildern festhalten konnte? Ja? Also. Deshalb überlegten wir die Möglichkeit einer direkten Uebertragung des Geistermagnetismus auf den abrollenden Draht eines Magnetophons, was dem Geiste erlauben würde, unmittelbar zu sprechen. Sie wissen ja was man unter einem Magnetophon versteht? Es handelt sich um einen jener neuen Apparate, in welche man kurzerhand seine Diktate hineinspricht. Dieses Hineinsprechen magnetisiert einen abrollenden Draht, welcher nachher, wird er erneut abgerollt, den ganzen Wortlaut wiedergibt. Ich bitte Sie nun, unsere Idee recht zu begreifen: die Geister sollten den Draht derart magnetisieren, dass der Apparat zu ihrem Sprachorgan würde. Zuerst verlief die Sache erfolglos. Anscheinend verstanden die Geister, denen das Medium das System erklärte, dieses nicht, bis ich schliesslich, fast im Scherze, vorschlug, jemanden zu zitieren, welcher uns Auskunft über die Nova geben könnte, die uns zur Zeit, das heisst, die Welt der Astronomen, lebhaft interessiert. Einige Damen und Herren wussten anfangs nicht, was sie darunter verstehen sollten, und ich erklärte ihnen daher, dass es sich um einen Stern geringer Grösse handele, welcher plötzlich, ohne jede denkbare Ursache innerhalb einiger Monate bis zu einem Leuchtkörper erster Grösse heranschwillt, sodass er unter Umständen, selbst tagsüber sichtbar wird, um darauf langsam wieder zu einem Stern letzter Ordnung herabzusinken. Ich war kaum mit meinen Ausführungen fertig, als uns das Medium das

Vorhandensein eines solchen Geistes mitteilte. Wir brachten das Magnetophon in Gang, und ... wie beschreibe ich Ihnen unsere Ueberraschung, als wir uns ansprechen hörten. Zum Glücke hatten wir einen zweiten Apparat bei der Hand, welcher unsere Fragen aufnahm, und heute liess ich Fragen und Antworten auf denselben Draht bringen. Das Ergebnis liegt bei mir auf dem Arbeitstische. Ja, lachen Sie nur, Herr Schmitt, Sie lachen indessen nicht lange. Bemühen Sie sich bitte zu mir herüber ».

Es ist klar, dass ein derartiger Versuch auch den verstocktesten Zweifler neugierig gemacht haben würde, deshalb folgte Herr Schmitt äusserst gespannt seinem Kollegen.

«Hier sehen Sie das Magnetophon», begann Herr Müller, nachdem sie beide Platz genommen, und er das Köfferchen sorgfältig geöffnet hatte. «Ich bringe jetzt den Apparat in Gang», fuhr er fort, «und mache Sie dabei von vornherein gleich darauf aufmerksam, dass sie als erstes die Stimme des Geistes vernehmen werden. Die Fragen sind zum Teil von mir, zum Teil von den anderen Herren gestellt. Hören Sie ».

— «Wenn ich recht begriffen habe, wünschen die anwesenden Damen und Herren Auskunft über den Planeten, welcher zur Zeit auf dieser Erde als «Nova» sichtbar wird ».

«Die Pause, die nun folgt», belehrte Herr Müller seinen Kollegen, «beweist Ihnen unsere Ueberraschung. Ich fasste mich als erster wieder, und fragte:

— «Sind Sie weiblichen oder männlichen Geschlechtes?»

— «Ich habe volles Verständnis für Ihre Frage. Ich war seit zwölfhundert Jahren einmal das eine und das andere. Habe ich jedoch einen ausgesprochenen Hang zum männlichen, so bin ich zur Zeit, als rei-

ner Geist, völlig geschlechtslos ».

— «Sie sagen seit zwölfhundert Jahren. Wie ist das zu verstehen?»

— «Ich verliess vor zwölfhundert Jahren den Erdkörper, den Sie als Nova bezeichnen ».

— «Wie war es Ihnen jedoch möglich, als reiner Geist seither mehrere Male das Geschlecht zu wechseln?»

— «Weil ich unterdessen nicht stets reiner Geist geblieben bin. Ich lebte seither schon wieder auf ungefähr zehn anderen Weltkörpern ».

— «So wären Sie demnach einer ständigen Reinkarnation unterworfen?»

— «Ja. Einer frei gewählten natürlich, wie Sie ja ausserdem auch, meine Damen und Herren ».

«Wieder eine Pause», flüsterte Herr Müller, «Wir waren allesamt äusserst erstaunt. Doch, hören Sie weiter ».

— «Können Sie uns darüber nähere Auskunft geben?»

— «Oh ja, gerne. Als freier Geist, losgelöst von aller Materie, streben wir nach immer grösseren Erkenntnissen. Im Aether sind wir, wie Sie leicht begreifen, jedoch völlig wirkungslos: es gibt da keinen Besitz, kein Geld, keine Gesundheit. Wir sind eben reine Geister, allein unserer Eigenschaften und Erfahrungen bewusst. Um jedoch immer wieder prüfen zu können wie weit wir der Vollendung näher gekommen sind, müssen wir uns der Notwendigkeit unterordnen, immer wieder einen Körper anzuziehen, um so festzustellen, in wie weit unsere Persönlichkeit gediehen ist.»

Herr Müller stellte ab: «Was sagen Sie dazu, Herr Schmitt?: fortlaufende Wiederverkörperung. Wir lachten einmal darüber. Welcher Philosoph sagte doch: «War das das Leben? Wohlan,

dann noch einmal». Es ist jedoch nicht so wie wir glaubten. Hören Sie die nächste Frage ».

— « Nach so und sovielen Daseinsbefahrungen müsste es doch ein Leichtes sein, sich immer wieder zurechtzufinden, um die Meisterschaft zu erringen ? ».

— « Das glauben Sie, meine Herren. Die Lebensbedingungen sind stets andere. Jedes Mal, wenn Sie an einer Prüfung durchgefallen waren, hatten Sie dann die Gewissheit diese das nächste Mal zu bestehen ? Stets werden neue Fragen an Sie gestellt, die es ihnen ermöglichen durchzufallen. So verliess ich, zum Beispiel, soeben den zwölften Planeten des Sirius. Wir lebten dort bei hundertachtzig Grad unter Null. Die Ozeane bestanden aus flüssigem Sauerstoff. Unser Körper war lederartig, die Nahrungsaufnahme geschah durch die Fusssohlen, mittels derer wir mineralische Stoffe saugten. Das ständige Wechseln des Standortes ergab uns die Verschiedenheit der Nahrung. Es war ein Leben im Stehen ».

— « Wie konnte sich unter diesen Umständen das soziale Leben auswirken ? ».

— « Es gab selbstverständlich unter diesen Voraussetzungen keinen Anlass zu privaten Händeln. Alles war Gemeingut, ausser den Gedanken. Deshalb führten wir von morgens bis abends wissenschaftliche Streitgespräche, ohne jeden materiellen Zweck. Immer stehend, natürlich, oder uns langsam zusammen fortbewegend, um andere Nahrungsfelder aufzusuchen. Mit der Zeit bildeten sich dann, je nach der gedanklichen Entwicklung dieser Menschheit, grosse Doktrinen, deren Anhänger darauf jedesmal auf dem besten Nährboden breit zu-

sammenstanden, um solcherart ihre Opponenten davon zu verdrängen. In diesem Augenblicke, meine Damen und Herren, hat sich die Situation auf jenem Planeten noch nicht geändert: die sinnlosen Disputationen gehen weiter, und wenn ich das alles nun von weitem sehe, muss ich mich unwillkürlich schämen mitgemacht zu haben. Allerdings begreift man den Unsinn aller dieser Zusammenhänge immer erst wieder im reinen Geisteszustand, was mir als Entschuldigung dienen muss. »

— « Welche Eigenschaft sollte dieserart veredelt werden ? »

— « Die Kraft der Persönlichkeit: wer sich nicht fügte, musste darben. »

— « Stellte ihr letzter Aufenthalt eine Steigerung ihres Seelenerlebnisses dar, im Vergleich zu ihrem Leben auf der Nova ? ».

— « Selbstverständlich ! Ich war dieses Mal schon eine führende Persönlichkeit. Damals, auf der Nova, war ich noch, wie man sagt, ein Mann von der Strasse. Bei dieser handelte es sich um den dreizehnten Planeten des Sternes Altaïr. Die Entfernung unseres Planeten zum Stern Altaïr, mit anderen Worten, zu unserer Sonne, war dermassen, dass uns nur die äussersten Strahlen des Spektrums erreichten. Die Lebensbedingungen waren daher besonders eigentlich. Das ganze Gebiet der Strahlenelektrizität war bei uns Naturzustand. Alle Stoffe befanden sich in steter Zersetzung. Wir selbst waren für Strahlen empfänglich, und sandten solche aus. Unsere Sprache war eine Strahlensprache, der ganzen Menschheit zugänglich, und wir konnten uns untereinander auf weite Entfernungen unterhalten. Auch waren wir äusserst langlebig: in Ihrer Zeit ge-



messen, erreichten wir ein Durchschnittsalter von tausend Jahren, und erlebten demnach die Geschichte unserer eigenen Entwicklung.»

- « Welche Körpergestalt hatten Sie ? ».
- « Ihre Frage wundert mich. Die Körperform ist doch im Grunde nur etwas Bedingtes, ohne jede Konsequenz im Bezuge auf die Einheit des Geistes. Doch, um Ihrer Neugierde entgegenzukommen: unser Körper ähnelte also oben... »

In diesem Augenblicke musste Herr Müller den Apparat abstellen, weil gerade Herr Krause den Kopf zur Türe hereinstreckte, mit dem Bescheid, dass der Himmel zur Beobachtung gerade günstig sei. « Schon gut », winkten ihm die beiden Herren ärgerlich ab, worauf sich Krause kopfschüttelnd entfernte.

« Ich drehe zurück », sagte Herr Müller. Der Apparat begann erneut:

- « ... Neugierde entgegenzukommen: unser Körper ähnelte also oben einem Eselskopf, wir hatten Arme und Hände, und unterseits lief er aus in langen Froschbeinen. Brauchten wir schon keine Post, wie es sich aus dem Vorhergesagten ergibt, so brauchten wir, unserer Froschbeine wegen, auch keine Strassen. Die Dächer, über welche wir uns sprungartig weiterbewegten, waren Gemeingut, und das Fehlen jeder Atmosphäre, erlaubte es uns, sehr weit zu springen, ohne die geringste Mühe. Wir lebten, wie Sie leicht begreifen, unter ganz anderen, Ihnen unverständlichen Voraussetzungen. Alle Kraft wur-

de erzeugt durch regelmässige Strahlungen, welche uns die Natur freizügig und pausenlos zur Verfügung stellte. Mit etwas gutem Willen, könnte man das mit Ihrer Wasserkraft vergleichen. »

- « Sie lebten also gewissermassen im Atomzeitalter ? ».
- « Wenn Sie wollen, ja. Nur dass alles, wie schon betont, einem reinen Naturzustande entsprang. Vielleicht glauben Sie nun, weil uns



die Natur alle Triebkraft freimütig schenkte, dass wir nicht zur Arbeit genötigt waren. Es wäre ein grosser Irrtum, dieser Anschauung zu verfallen: wir hatten Bedürfnisse, und diese drängten uns zur Arbeit. Trotzdem verrichtete jeder gemächlich sein Tagewerk, und unser Leben hätte sich auf unabsehbare Zeit recht schön gestalten können, wären wir nicht zu rasch vom Fortschritte überholt worden. Unsere Menschheit, welche seit langem dem Wahne verfallen war, das Höchste erreicht zu haben, stand plötzlich vor ungeahnten Horizonten: man entdeckte die Chemie. Man fand Zusammenhänge zwischen den mineralogischen Stoffen. Das goldene Zeitalter winkte, wir versprachen uns

viel davon. Nun wurde aber der Boden wichtig. Eine neue Weltauffassung rang sich durch: der Boden wurde kostbarer Besitz. Kleine Unternehmungen entstanden, welche sich bald über grosse Gebiete erstreckten, und plötzlich gab es viele grosse, in sich abgekehrte Länder: alles der Chemie und der Wissenschaft wegen. Hohe Zäune, welche uns am Hinüberspringen hindern sollten, trennten uns von unseren Nachbarn, deren Boden ärmer oder reicher war, und somit von unseren Verwandten, Freunden und Mitmenschen. Gleichzeitig erfand man dann auch das imprägnierte Essen, wodurch die Trennung immer fühlbarer wurde.»

— « Verzeihen Sie die Unterbrechung: aber, was müssen wir darunter verstehen ? ».

— « Sie meinen das imprägnierte Essen? Es war im Grunde anfänglich eine ganz hübsche Erfindung, nur fand sie praktisch, im Verlaufe unserer Entwicklung, eine sonderbare Anwendung. Die oberste Gewalt der Länder, nämlich, liess jeden Tag auf den Märkten das Essen durch bestimmte Strahlen imprägnieren. Wenn man nun mittags diese Nahrung zu sich nahm, fühlte man ganz sonderbare Ideen aus dem Unterbewusstsein hervorströmen: man lernte langsam das Land lieben, in dem man lebte, und die anderen verachten, man bekam tiefe Achtung vor der Obergewalt, man fühlte sich zusammengehörend, und gleichzeitig nahm die Haut eine besondere Färbung an. In meinem Lande, zum Beispiel, waren alle blau. Jedes Volk hatte seine besondere Farbe. Begab man sich in die Fremde, und hatte da-

bei unvorsichtigerweise unterlassen, Mundvorrat mitzunehmen, so dass man gezwungen war die fremde Kost zu geniessen, so wechselte unmerklich die Haut in die Farbe des Landes über, in dem man sich gerade aufhielt, was zu unangenehmen Misslichkeiten führte, wenn man die Heimat wieder betrat. Man blieb daher viel lieber zu Hause, und so wurden wir regelrechte Sklaven des Bodens. Auch die Arbeit nahm stets überhand, und erfüllte fast den ganzen Tag. Unsere Gewerkschaften — eine zeitbedingte Erscheinung — verlangten die Verlängerung des Tages, um den Schaffenden mehr Freizeit zu gönnen. Technisch war dieses Problem ein Kinderspiel, nur hatte sich bis dahin nicht die Notwendigkeit dazu ergeben. Ueberraschenderweise war der zwischenstaatliche Ausschuss, welcher in allem anderen nie eine Einigung zu erzielen wusste, gleich damit einverstanden. Wir, die Leute von der Strasse, feierten einen grossen Sieg. Die Erde bekam durch atomische Schleuderungen einen verlangsamten Gang, und drehte sich nur noch halb so schnell: wir arbeiteten jetzt, Ihrer Zeitrechnung entsprechend, acht Stunden, und hatten vierzig für uns. Doch, bald überzeugte uns das tägliche imprägnierte Essen nach und nach von der Notwendigkeit einer Arbeitsverlängerung, und so arbeiteten wir zuletzt sechzehn Stunden im Tage.»

— « Sie verdienen nun auch bestimmt noch einmal so viel, da sich ja Ihre Bedürfnisse verdoppelt hatten ? »

— « Leider brachten es die Verhältnisse mit sich, dass wir genau so viel verdienten wie vorher. Wir bedauerten darauf alle lebhaft, nicht

eine Verschnellerung der Erdumdrehung verlangt zu haben. Vielleicht wäre es auch nie verwirklicht worden. Immerhin, die Entwicklung konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Indessen wurden die chemischen Forschungen immer geheimnisvoller, es war ein Rennen nach Entdeckungen, zum Schutze des Landes und zum alleinigen Wohle der Wissenschaft, wie man uns sagte. Ungeheure

Mengen Gase wurden überall an versteckten Orten freigemacht und aufbewahrt, vor denen man jedoch in steter Angst dahinlebte, weil man ihr Verhalten gegenüber unserer Strahlenwelt noch nicht erschöpfend erforscht hatte. Unterdessen ging jeder philosophisch seiner Tätigkeit nach, und so verdaute ich gerade eines Tages gemütlich die Ideen, die mir überzeugend durch den Magen zuströmten, als ich plötzlich mit Urgewalt aus meinem Sessel herausgehoben wurde, um darauf als reiner Geist aus dem Aether heraus, die herrliche Explosion meiner Erde zu erleben. Die nunmehrig vergeistigte Menschheit bewunderte mit hohen Gefühlen und tiefem Erstaunen die erhabene Kraft ihres Genies, und, gleichzeitig erlöst von unserem irdischen Alpdruck, suchten wir achselzuckend nach neuen Erlebnissen. »

- « Könnten Sie uns den Herrn vermitteln, der damals die Katastrophe ausgelöst hat? Er könnte uns bestimmt wertvolle Aufschlüsse erteilen. »
- « Ja, meine verehrten Zuhörer, wenn das so einfach wäre? Vergessen

Sie nicht die Zeit, die seither verflossen ist. Wir Geister bewegen uns durch den Aether so rasch wie das Licht. Die einstigen Bewohner der Nova, wie sie unseren damaligen Planeten zu bezeichnen belieben, haben sich dermassen in das unendliche Universum zerstreut, dass, wollte ich den nächsten auffindig machen, ich zum mindesten zweihundert Jahre lang in gerader Linie durch das Weltall fliegen



müsste. Dabei ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass besagter Herr vielleicht zurzeit gerade irgendwo, meinethalben auf einem Planeten letzter Ordnung eines Milchstrassengestirns als Durchschnittsbürger vegetiert, und somit am Herkommen sowieso verhindert ist. Ich will Ihnen nämlich mitteilen, dass ... »

« Leider », wandte sich Herr Müller an Herrn Schmitt, indem er den Apparat zum Stehen brachte, « mussten wir hier den Draht erneuern, und als wir damit fertig waren, meldete sich der Geist nicht mehr. Vielleicht hatte er, indem wir die Spule wechselten, weiter gesprochen, und ist darauf, weil er keine Antwort mehr hörte, im Glauben, uns befriedigt zu haben, weiter geflogen. Dass wir ihn zitieren konnten, war demnach ein reiner Zufall. »

(Forts. s. S. 57)



# Geschichte der Almanache und Kalender

im 15. Jahrhundert



IE Menge der Kalender, die neutzutage den Büchermarkt überschwemmen, ist fast unübersehbar. Kalender für alle Stände und Berufe, Bauernkalender,

Gelehrtenkalender, Kirchenkalender, Heiligenkalender, Missionskalender, Wandkalender, Abreisskalender, Taschenkalendar usw. usw. Unter all diesen Kalendern dürfte wohl der «Strassburger hinkende Bote» mit seinen 146 Jahrgängen einer der ältesten, wenn nicht gar der älteste sein.

Die Geschichte des Kalenders greift jedoch noch viel weiter zurück, bis tief in die Mitte des 15. Jahrhunderts, erstreckt sich demnach bereits über eine Periode von über fünfhundert Jahren.

Der erste gedruckte Kalender ist im Jahre 1447 entstanden, kurz nach der Erfindung der Buchdruckerkunst. Es ist ein sogenannter astronomischer Kalender für

das Jahr 1448 in deutscher Sprache, von dem nur noch ein Bruchstück von 54 Zeilen in der Wiesbadener Landesbibliothek erhalten ist. Das Bruchstück beginnt mit dem Monat Januar. Es war ein grosser, schöner, auf Pergamentpapier gedruckter Wandelmanach, ein sogenannter Einblattdruck, mit schönem Satz und Initialen, mit Angabe der Zeit der Neumonde und Vollmonde, des Ortes der Planeten. Die Schönheit des Druckes und die Angabe der Planetenörter lässt vermuten, dass es sich um ein Geschenk für einen Sternenfrend handelte. Da der Text in deutscher Sprache gehalten ist, dürfte wohl irgendein weltlicher Fürst, wahrscheinlich am Oberrhein, vielleicht im Elsass, in Betracht kommen, eher als ein Kirchenfürst, da ein solcher Wert auf die lateinische Sprache gelegt hätte. Der Druck geht auf Johann Gutenberg zurück; er ist, meiner Ansicht nach, in Strassburg entstanden und nicht in Mainz, wie man bis jetzt allgemein angenommen hat, denn Gutenberg war wahrscheinlich 1447

Kopfleiste: Kalender des Joh. Grüninger, Strassburg 1490.

Initiale D: Kalender des Johann Prüss, Strassburg 1494.

noch in Strassburg, wohin er um 1428 bei Ausbruch der Streitigkeiten zwischen den Patriziern und den Korporationen aus Mainz geflohen war. Da diese Streitigkeiten um 1445 neu ausgebrochen waren und erst Anfang 1448 zu Ende gingen, ist nicht anzunehmen, dass er vor 1448 nach Mainz zurückkehrte. Erst im Laufe des Jahres 1448 ist sein Name wieder urkundlich in seiner Vaterstadt belegt. Strassburg hat deswegen wohl zu Recht als die Wiege des ersten Kalenderdruckes und somit auch der Buchdruckerkunst zu gelten.

In den ersten Jahrzehnten des Buchdrucks im 15. Jahrhundert haben wir hauptsächlich astronomische Neu- und Vollmondtafeln, die gewöhnlich als Almanache bezeichnet werden, sodann Wandkalender und verhältnismässig noch wenig eigentliche Kalender. Diese nehmen erst im Laufe des 16. Jahrhunderts überhand und verdrängen allmählich die Almanache.

In den lateinischen Almanachen wurden meist arabische Zahlen angewandt, während man in den deutschen nur die damals beliebten römischen Zahlen anwandte, bis der Strassburger Bürger und Maler Hans Schrotbank die arabischen Zahlen auch in die deutschen Tafeln einführte. Der zweitälteste Tafeldruck lautet auf das Jahr 1457 und ist wahrscheinlich in Mainz gedruckt worden. Die in Strassburg gedruckten Tafeln oder Almanache für die Jahre 1477 bis 1494 zeichnen sich durch die Angabe der Tagesdauer für die einzelnen Monate aus.

Dem ersten elsässischen Frühdrucker, dem aus Schlettstadt gebürtigen Johann Mentelin, verdanken wir die Neu- und Vollmondtafeln, die eine auf das Jahr 1473, wovon sich noch ein Bruchteil in der Münchener Staatsbibliothek vorfindet, die zweite auf das Jahr 1476 (ebenfalls in München); die dritte auf das Jahr 1477 (München und British Museum London) beginnt wie die zweite und schliesst mit den Worten: « Ein Gut Selig Jor ».

Von dem aus Rosheim stammenden Frühdrucker Heinrich Eggeslein sind noch vier Almanach-Drucke vorhanden, einer auf das Jahr 1473, ein zweiter auf das Jahr 1477 (Staatsbibliothek München), am Schluss: « Ein gut Selig jor », ein dritter (sogenannter Heiliggrabkalender) auf das Jahr 1478 (Staatsbibl. Berlin, München u. Universitätsbibliothek Gent) und schliesslich ein vierter auf das Jahr 1480 (British Museum London).

Vom Strassburger Drucker Heinrich Knoblochitzer besitzen wir nur noch zwei Almanache, der eine auf das Jahr 1483 (Bruchstück in München) und einer auf das Jahr 1491 (Königl. Bibl. Stockholm). Von einem weiteren Strassburger Typographen, Hans Grüninger, sind deren noch vier vorhanden, und zwar auf die Jahre 1484, 1493, 1497 und 1500; von Hans Prüss, dem Älteren, ebenfalls ein Strassburger, sechs auf die Jahre 1484, 1487 (2) 1494, 1497 und 1500; derjenige auf das Jahr 1497 war für die Stadt Breslau bestimmt, ein Zeichen, wie ausgebreitet damals der Ruf der Strassburger Frühdrucker war, da sie sogar Aufträge aus fernliegenden Städten erhielten. Ein anderer Strassburger Frühdrucker, dessen Name nicht bekannt ist und der gewöhnlich als Drucker des Henricus Ariminensis bezeichnet wird, brachte einen Almanach auf das Jahr 1479 heraus. (Universitäts Bibliotheken Göttingen und Leipzig). Am Schluss, wie üblich: « Ein Gut selig jor ». Es ist anzunehmen, dass noch zahlreiche andere solcher Almanache im 15. Jahrhundert in Strassburg erschienen sind, die leider verloren gingen, da sie im allgemeinen nur selten längere Zeit aufbewahrt wurden. Daher die Seltenheit dieser wertvollen Incunabeln, die heute vereinzelt und meist nur in Bruchstücken an grösseren Bibliotheken vorhanden sind.

Aus den Tafeln der Neu- und Vollmonde haben sich sodann die Wandkalender entwickelt, die in den ersten

Zeiten des Frühdrucks viel mehr verbreitet waren als die Kalender selbst, die zuerst nur für einen oder mehr Zyklen von 19 Jahren galten, also nicht für jedes Jahr, wie die erwähnten Tafeln, die bald nach 1509 in den Kalendern aufgehen und nur noch vereinzelt als solche auftauchen. Der Wandkalender mit Aufzählung aller Tage der Monate, mit dem Sonnenstand und den Merkmalen der Tätigkeiten, mit den Zeiten der Neu- und Vollmonde und der Finsternisse, und mit den Regeln des Aderlassens tritt an die Stelle der Tafeln, die er in sich aufnimmt, bis er schliesslich selber später im 16. Jahrhundert vom Kalender in Buchform zum Teil verdrängt wird.

In die Frühzeit fallen, wie gesagt, nur wenig eigentliche Kalender, doch haben wir bereits 1455 einen Türkenkalender «Eyn Manung der Christenheit widder die durken», mit den Neumonden für 1455, der ebenfalls von dem Erfinder der Buckdruckerkunst, diesmal in Mainz, im Jahre 1454 hergestellt wurde, ein von hölzerner Handpresse verfertigter Typendruck mit Randrubrizierung. Die ältere Kunst des Druckes mit Holztafeln dauert indes auch nach der Erfindung Gutenbergs noch längere Zeit weiter. So entstanden die Holztafeldrucke mit der Tafel der Jahreskennzeichen, d. h. der Goldenen Zahl für die Jahre 1465—83, 1466—1484, 1468—1486; die beiden letzten Tafeln enthalten auch eine Ostertafel zur Bestimmung des Osterfestes mit einer drehbaren Scheibe; sodann eine lateinische Tafel der Jahreskennzeichen für 1478—96, ebenfalls in Holztafeldruck.

Daneben gab es den vereinfachten Kalender des Johann von Gmunden. Dieser bekannte Wiener Astronom hatte für den Zeitraum von 1439—1514 Kalender berechnet, die einerseits für jeden Tag den Sonnenstand, die Taglänge und die Zeit des Auf- und Unterganges der Sonne und andererseits die Zeit der Neu- und Vollmonde enthalten, die aus der Gol-

| RE JANUAR' 1465 |   |                     | RE FEBRUAR' 1465 |   |                  |
|-----------------|---|---------------------|------------------|---|------------------|
| a               | A | Garinthio dñs.      | e                | d | Ignacii brigide  |
| b               | b | Ortona stephan:     | f                | e | pariscan' wone   |
| c               | c | Ortona hauns.       | g                | f | Blasii ueris epn |
| d               | d | Ortona moerth       | h                | g |                  |
| e               | e | Ortona phon         | i                | h | Agathe uirgas    |
| f               | f | Ortona dñs          | k                | i | Dorothee uirg    |
| g               | g | Ortona ihu d' m' s  | l                | j | Stephens epi     |
| h               | h | Ortona richard. epn | m                | k | Helene           |
| i               | i | Ortona iulianus     | n                | l | Agallou          |
| j               | j | Ortona pauli p      | o                | m | Smolons          |
| k               | k | Ortona salom        | p                | n | Custodia v       |
| l               | l | Ortona salom        | q                | o | Valarie          |

Xylographischer Kalender  
des Joh. Nider de Gamundia - 1439

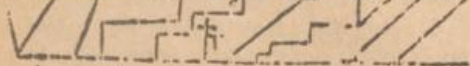
denen Zahl zu entnehmen sind. Ausserdem gehörten zum Kalender eingehende Erklärungen, was bei den Holztafeldrucke nicht der Fall war; diese enthielten nur die Goldenen Zahlen, die Wochentagsbuchstaben und einige Heiligenamen. Gmündens Kalender dürfte um das Jahr 1457, und in 2. Ausgabe 1465, hergestellt worden sein und fand grosse Verbreitung. Es sind nur noch etwa 25 Stück von den beiden Ausgaben nachweisbar, hingegen 111 Abschriften und zwar des vollständigen Kalenders mit den grossen Zahlentafeln.

Durch die Holztafeldrucke wurden auch die Figuren der sieben Planeten vervielfältigt mit Versen, welche die Natur jedes Planeten und seines Einflusses auf die in seiner Stunde Geborenen beschrieben. Von diesen Planetenbüchern, die sehr beliebt waren, lassen sich noch jetzt sechs verschiedene Arten nachweisen, auf die wir jedoch nicht näher eingehen wollen, da es uns zu weit führen würde und diese Gruppen nur indirekt in das Gebiet der Kalender gehören.

Zu den Holztafeldrucken rechnen auch die sogenannten Runenkalender, die Vorläufer der Bauernkalender. Es sind dies Holztafeldrucke in Gestalt eines Wandkalenders, der für jeden Tag die Wochentagsbuchstaben und die Mondbuchstaben sowie dazwischen die Goldenen Zahlen mit der Stunde des Neumondes angibt, während eine Reihe darüber die Merkmale der Heiligen und ihre deutschen Bezeichnungen vermerkt, hingegen eine Reihe darunter die Monatsbilder zeigt. Wer die Goldene Zahl eines Jahres kannte, ersah aus diesem Kalender sofort die Zeit des Neumondes sowie der Feste, die ihre Lage im Jahre nicht ändern. Ein solcher Runenkalender ist der von G. Glockendon in Nürnberg herausgegebene Kalender, der nach dem Herausgeber « Glockendon-Kalender » genannt wird. Er erschien auf das Jahr



aus. *Maiaulnkhāman apotmad*



*irdfgabrddefgābrdefgabrd (jz)bedi*



*et qh i f l m n o p q r s t u v x y z a b r d e f g*

Xylographischer Kalender des Glockendon  
(Ausschnitt) - 1493

1490 und in zweiter Ausgabe auf das Jahr 1493 mit den Abzeichen der Heiligen und den Sonntagsbuchstaben, sodann in Zimmermannsbuchstaben die Goldene Zahl beginnend mit 1490 und die Stunden in einem Kreise; ausserdem erhielt er die Mondbuchstaben, die Monatsbilder und den Mann der Tierkreiszeichen. Da 1490 als künftiges Jahr gilt, so dürfte der Kalender 1489 entstanden sein. Die zweite Ausgabe von 1493 ist der ersten ähnlich.

Bei den Vorläufern dieser Kalender, bei den sogenannten geschnitzten Stabskalendern, waren die Zahlen und Buchstaben in jüngeren Runen ausgedrückt, weshalb sie mit Recht Runenkalender heissen. Nur die üblichen römischen oder arabischen Zahlen fehlen und sind durch Zimmermannszahlen ersetzt, das heisst durch lange Striche mit kurzen und langen Querstrichen und mit Haken; sie sind in Anlehnung an die römischen Zahlen entstanden und kommen gelegentlich an Sonnenuhren zur Kennzeichnung der Stunden vor.

Gleich alt sind vermutlich die Bauernkalender, die in ihrer einfachsten Form unten die Reihe des Dreiecks zur Bezeichnung der Wochentagsbuchstaben und darüber schwebend die Merkmale der Festtage zeigen. Die Bauernkalender des 16. Jahrhunderts enthalten ausserdem die Merkmale der Tätigkeiten. Wer diese Merkmale kennt, ersieht sofort die kirchliche und astrologische Bedeutung jeden Tages. Am Kopfe jeden Kalenders steht die Jahreszahl und die Bedeutung der Merkmale. Diese Kalender waren als Wandkalender sehr beliebt, wie beispielsweise der bei Johann Schröder in Basel erschienene « Deutsche Kalender » für 1498, mit der Einteilung des Bauernkalenders.

Durch den am 6. Juni 1436 in Königsberg in Franken geborenen grossen Astronomen Regiomontanus (Joannes de Montereio) erhielt der Kalender bedeu-

tende Verbesserungen. Sein im Jahre 1474 erschienener Kalender für die Jahre 1475—1531 in Quartformat mit 32 Blättern in lateinischer Sprache und in einer deutschen Ausgabe mit 30 Blättern im gleichen Format, ebenfalls im Jahre 1474 erschienen, brachte grundlegende Verbesserungen. Er enthält « die Angabe der wahren Neu- und Vollmonde und der Finsternisse mit ihren Figuren, ferner mit täglichem wahren Ort von Sonne und Mond mit doppelter Figur, zur Umrechnung von gleich langen Stunden in ungleich lange, gültig für jede Erdgegend, nebst anderen, sehr ergötzlichen Einfällen ». Diese Angaben wurden noch erweitert in Regiomontans gleichfalls 1474 erschienenen Ephemeriden, « für 32 künftige Jahre, von 1475-1506, worin du täglich den wahren Ort aller Planeten und des Drachenhauptes finden wirst, zusammen mit der Stellung des Mondes zur Sonne und zu den Planeten; die Stunden der Stellungen sind angegeben, was nicht wertlos ist; auch sind die Stellungen der Planeten unter sich nicht weggelassen. Am Kopf der Seiten sind die Breiten angegeben. Die künftigen Finsternisse sind mit ihren Figuren mitgeteilt ».

Die beiden Ausgaben des Kalenders, in lateinischer und deutscher Sprache sind mit schönen Initialen geziert sowie farbig ausgemalten Holzschnitten mit astronomischen Figuren, darunter 4 Tafeln mit grossen Holzschnittfiguren, versehen mit Fäden oder beweglichen Armen zur Bestimmung der Stunde oder des wahren Mondortes. Ausserdem wurden die Tierkreiszeichen und die goldenen Zahlen mit roter Tinte hineingeschrieben sowie einzelne Worte in die Tafel der beweglichen Feste, auch griechische Worte wurden hineingeschrieben. Zur Hervorhebung wurden manche Festtage in den Kalendern rot gedruckt.

Der deutsche Kalender zeigt ausserdem zwei verschiedene Fassungen, die sich besonders im Abschnitt über den

Mondlauf unterscheiden und zeigen, wie Regiomontan dauernd an der Verbesserung seiner Schriften arbeitete und vor keiner Mühe zurückscheute, wenn es ihm darauf ankam, nur das Beste zu liefern.

Noch im Sommer 1475 reiste er nach Rom, um auf Wunsch des Papstes den Kalender zu verbessern. Im folgenden Jahre starb er dort an der Pest, in seiner besten Schaffenszeit, im Mannesalter von 40 Jahren.

In seiner ursprünglichen Gestalt erlebte der lateinische Kalender Regiomontans 11 und der deutsche 4 Nachdrucke.



Der kinderverzehrende Saturnus  
Kalender des Peter Wagner, Nürnberg, 1492

Obwohl die Kalender Regiomontans nur bis 1531 galten, liess der Strassburger Drucker, Jakob Cammerlander, in den Jahren 1535—1537 einen ähnlichen Kalender erscheinen, der Regiomontans Namen als Aushängeschild trägt.

Kalender sind wie die Eintagsfliegen, mit dem Unterschiede, dass letztere nur einen Tag durchs Leben flattern, während die Lebensdauer der ersteren sich auf



ein ganzes Jahr erstreckt; gegen Jahreschluss sind sie meist abgenutzt und zerlesen und kurz nach Neujahr weggeworfen, um dem neuen den Platz einzuräumen. Selten, dass ein Bücherliebhaber sie seiner Privatbibliothek einverleibte und noch seltener, dass sie in die Bestände einer grösseren öffentlichen Bibliothek aufgenommen wurden. Um so mehr muss man staunen, dass so zahlreiche Ueberreste von alten Almanachen und Kalendern des 15. Jahrhunderts, wenn oft auch nur in Bruchstücken, auf uns gekommen sind. Nicht weniger als 267 solcher Incunabeln, meist Einblattdrucke, sind im Berliner Gesamtkatalog der Wiegendrucke unter dem Stichwort «Almanach» (von Nummer 1285—1552) verzeichnet, und hierunter sind nur diejenigen Almanache zu verstehen, deren Verfasser nicht bekannt ist, so dass noch eine ganze Anzahl zu diesen 267 Ausgaben hinzukommen, da diejenigen, deren Verfasser bekannt ist, unter dessen Namen verzeichnet sind. Allerdings sind die Verfasser der Almanache und Kalender des 15. Jahrhunderts nur selten angegeben. Ausser dem Königsberger (Regiomontan) und Johann von Gmunden finden wir nur noch einige wenige angeführt, wie beispielsweise Lazarus Beheim mit seinem Kalender für die Jahre 1477—1537 unter Beifügung des Regiomontanischen Kalenders, Hans Spörer, der im Jahre 1476 eine zweite Fassung des Regiomontanischen Kalenders von 1475—1531 veröffentlichte. Johann Wonecker veröffentlichte in Basel bei M. Furter einen deutschen Kalender mit den Zeiten der Neu- und Vollmonde für 1498 und 99, nebst den Zeichen des Aderlassens und zwei deutsche Almanache für die gleichen Jahre bei L. Ysenhut in Basel, mit Monats- und Aderlassbildern nebst dem Aderlassmann, wobei er als «Woneck hans rulman» zeichnet. «Magister Petrus Hershheimer oppenheimensis in Moguntia (Mainz) ...medicinarum licenciatus» betitelt seinen lateinischen Alma-

nach für 1492, den er bei P. Friedberg in Mainz herausgibt «Almanach praesens in Almo universali studio moguntino suppultatum». Wenn man die Ausgaben, in denen der Name des Herausgebers angegeben wird, zu den 267 Ausgaben ohne Verfassernamen des Berliner Gesamtkatalogs hinzufügt, so wird man schwerlich fehlgehen, wenn man die Zahl der noch erhaltenen Almanache und Kalender des 15. Jahrhunderts auf dreihundert und mehr schätzt. Wie hoch die Zahl derjenigen Ausgaben sich beläuft, von denen nichts auf uns gekommen ist, lässt sich leider nicht feststellen, es darf auf jeden Fall angenommen werden, dass es deren nicht wenige waren, da Almanache und Kalender, wie wir bereits betonten, selten länger als ein bis zwei Jahre aufbewahrt und bald darauf als unnützer Ballast weggeworfen wurden. Und doch muss festgestellt werden, dass im 15. Jahrhundert die Verfasser von Kalendern keine gewöhnlichen Alltagsschreiber waren, sondern meistens gelehrte Männer wie Astronome, Ärzte, Mathematiker u. dgl. mehr; was im Grunde nicht zu verwundern ist, da die Neu- und Vollmondtafeln, mit Angabe der Finsternisse, Tageszeiten, Lauf der Planeten usw. astronomische, und die Aderlass tafeln, medizinische Kenntnisse erforderten. Dem Laien, der sich mit diesen Kenntnissen vertraut machen wollte, stand der sogenannte Cisianus (Cicianus), ein Kalendarium syllabicum, als Einführung nebst Anleitung in die Kalenderwissenschaft, zur Verfügung; dieser wurde im 16. Jahrhundert, zur Erleichterung des Verständnisses, in Form von Merkversen verarbeitet. Der erste Cisianus, der auf uns gekommen ist, stammt aus dem Jahre 1457, er ist in Mainz in der Offizin des Druckers der 36-zeiligen Bibel hergestellt worden; eine zweite Ausgabe erschien im Jahre 1470 bei Günther Zainer in Augsburg und eine dritte um 1485 in Köln bei Ludwig von Renchen. Im 16. Jahrhundert

erschienen mehrere Neuauflagen des Cisianus, unter anderen eine in Strassburg im Jahre 1524 bei Johann Prüss. Doch hiervon im nächsten Kalender,

denn der uns zur Verfügung gestellte Raum gestattet uns nicht, wie wir es zuerst beabsichtigten, auch das 16. Jahrhundert eingehend zu behandeln.



Und jetzo schickt Dir noch seinen Gruss,  
Geliebter Leser, zum Jahresschluss,  
Der Strassburger, hinkende Bot:  
Es mög Dir im Neuen, der liebe Gott,  
Gesundheit, Heil, Glück und Segen,  
Verleihen auf allen Wegen und Stegen,  
Und allen den Deinen im Hause zuvor:  
Wünscht er: « Ein guot selig Neijor! »

François RITTER.



Kopfleiste des Kalenders des Grüninger, Strassburg 1500

## Die Nova

(Fortsetzung von Seite 50)

« Fabelhafte Sache », meinte Herr Schmitt sehr nachdenklich.

« Und », fuhr Herr Müller fort, bedenken Sie: für diesen Mann war unsere Atomforschung selbstverständlicher Alltag. Was der uns... »

Beide Herren blickten abwesend nach der Türe, durch welche Krause entschieden hereintrat: « Verzeihen die Herren, aber es bleibt gerade noch eine halbe Stunde zur Beobachtung. Die Wetter-

warte meldet... » — « Ja, schon gut, Krause, ich komme sofort », unterbrach ihn Herr Müller, und zu Herrn Schmitt gewendet, fuhr er fort: « Ich muss mir ein klares Bild über die Art der gelösten Gase machen. Bis nachher also. » Rasch hielt ihn Herr Müller noch einen Augenblick unter der Türe zurück: « Sagen Sie mir bitte », fragte er ihn, « wann findet Ihre nächste spiritistische Versammlung statt? »

Georges RICHARD.

# Aus vergangenen Tagen

## ST. PILT



**D**IE Anfänge von St. Pilt fallen in die Zeit Karls des Grossen. In die Reihe der elsässischen Städte trat es nach seiner Ummauerung zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Mehr noch als die übrigen Städte und Städtchen des Elsass war es den vielen Stürmen ausgesetzt, die Jahrhunderte hindurch unser Land beunruhigten, da es als Besitz der Herzöge von Lothringen vielfach Kämpfe zu bestehen hatte, die andere Orte nicht berührten.

Als beim zweiten Einfall der Armagnaken der Dauphin mit seinen Scharen von Basel her das Land heimsuchte, fiel das Städtchen bald in seine Gewalt. Etwa 1000 Armagnaken nahmen Mitte Oktober ihre Winterquartiere in St. Pilt, während die Bewohner den Wanderstab ergreifen und anderswo Unterkunft suchen mussten. Die Armagnaken belassen nämlich in den von ihnen besetzten Orten nur diejenigen Bewohner, die sie zu irgend einer Dienstleistung brauchen konnten, wie z. B. die Handwerker. Ungehindert konnten jedoch die Armagnaken nicht im Besitze des Städtchens bleiben, da Gesellen aus Schlettstadt, Bergheim und Rappoltsweiler durch wiederholte Angriffe ihnen den Aufenthalt sehr erschwerten. So zogen z. B. am 3. Dezember 1444 etwa 1000 Gesellen

aus Schlettstadt gegen St. Pilt, um es durch einen Handstreich zu nehmen. Als sie aber ihr Unternehmen durchführen wollten, sahen sie eine Schar Armagnaken von Gemar herkommen. Sie wandten sich nun gegen den Haufen, schlugen ihn in die Flucht und nahmen ihm 400 Viertel Getreide weg. Angesichts solcher Beunruhigungen zogen es die Armagnaken unter ihrem Anführer de Commercy vor, am Neujahrstag 1445 St. Pilt zu räumen. Vor ihrem Abzug verbrannten sie jedoch einen Teil des Städtchens. In der sicheren Voraussetzung, dass bald nach ihrem Abzug andere Leute aus der Umgegend das verlassene Städtchen beziehen würden, legten sich die armen Gecken, wie man sie nannte, in den Hinterhalt und überfielen dann die einziehenden Gesellen, von denen sie viele erschlugen. Als aber aus Bergheim und Rappoltsweiler Verstärkung herbeikam, flohen die Schinder. Bei diesen Kämpfen war auch der andere Teil des Städtchens niedergebrannt worden. So fanden nach dem Abzug der Armagnaken aus dem Elsass im März 1445 die zurückkehrenden Bewohner innerhalb der stark beschädigten Umfassungsmauern nur mehr Trümmerhaufen.

St. Pilts Bewohner wurden auch in die Kämpfe des Bauernkrieges hineingezo-

gen. Am 6. Mai 1525 hatte sich der «christliche Haufen von Ebersheimmünster» zu Kestenholz mit den Barrern und Weilertalern vereinigt und auf den Vorschlag einiger Anführer einen Zug nach dem Oberelsass beschlossen. Schon am folgenden Tage führte man den Beschluss aus, hatte man doch erfahren, dass auch die Untertanen der Herren von Rappoltstein geneigt wären, mit den Bauern gemeinsame Sache zu machen. Es war am Sonntag Jubilate, als die Bauern vor St. Pilt kamen. Auf Anraten des Pfarrers, der zur neuen Lehre neigte, ergaben sich die Bewohner. Pfarrer und Bürgerschaft beschworen die 12 Artikel und wechselten ihren Glauben. Eine stattliche Anzahl Bürger zog mit den Bauern nach Rappoltweiler und später nach Scherweiler. Gerade dieser Umstand, dass St. Pilt und einige Orte in der Gegend von Mauersmünster, die zum Herzogtum Lothringen gehörten, sich dem Bauernaufstand anschlossen, war ein Hauptgrund, der Herzog Anton bewog, jenen Zug ins Elsass zu unternehmen, der bei Zabern und Scherweiler so viel Herzeleid über so manche Bauernfamilie brachte. Nach der Metzelei von Zabern beabsichtigte Herzog Anton, wieder über die Zaberner Steige zurückzukehren. Er wusste nämlich nichts von dem zweiten Bauernheer, das sich bei Rappoltweiler gesammelt hatte. In dem zu Zabern gehaltenen Kriegsrat riefen ihm jedoch einige seiner Räte den Aufstand von St. Pilt ins Gedächtnis, und es wurde beschlossen, den Weg durch das Weilertal zu nehmen. Unterwegs sollte eine Truppenabteilung abgesandt werden, um das Städtchen für seinen Ungehorsam zu züchtigen.

So kam es zur Schlacht von Scherweiler. Am Tage nach der Schlacht schickte Herzog Anton eine Abteilung Reiter, um den Bewohnern das strenge Gericht anzukündigen, das der Herzog über das abtrünnige Städtchen verhängt hatte. Die Bewohner mussten sofort zum

alten Glauben zurückkehren und eine Bittprozession abhalten, bei der alle männlichen und weiblichen Einwohner über 12 Jahre eine brennende Kerze tragen mussten. Der Pfarrer wollte sich jedoch nicht fügen. Er hatte gleich nach dem Glaubenswechsel ein Weib genommen und richtete ein längeres Schreiben an den Herzog, in dem er seinen Schritt zu verteidigen suchte. Da ihm Herzog Anton keine Antwort zugehen liess und einen anderen Pfarrer schickte, begab er sich selbst nach Nancy. Er sollte das Elsass nie wiedersehen. Herzog Anton liess ihn ins Gefängnis werfen und Mitte Juli als Ketzer auf einem öffentlichen Platze lebendig verbrennen. Auf lange Jahre hinaus mussten die Bewohner als Sühne dem Herzog im Herbst zwei Pferde mit einer bestimmten Summe Geldes oder einem Quantum Wein liefern.

Schwere Zeiten brachte der Dreissigjährige Krieg über die Einwohner unseres Städtchens. Von 1627—1632 wütete die Pest im Orte und raffte einen grossen Teil der Bewohner dahin, sodass die Zahl der Bürger auf 232 herabsank. In den folgenden Jahren wurde das Städtchen zuerst von den Schweden und dann wieder als lothringisches Eigentum von den Franzosen erobert und jedesmal hart mitgenommen. Es zählte beim Ausgang des schrecklichen Krieges nur



mehr hundert Bürger, und die Hälfte der Reben und Felder glich einer Wüste. Erst 1661 gaben die Franzosen das Städtchen dem Herzog von Lothringen zurück. Aber schon 1675 nahmen sie es wieder und behielten es bis zum Pariser Frieden vom 21. Januar 1718. Es blieb nunmehr in lothringischem Besitz bis zum Jahre 1766. Von da ab hörte es auf, ein Eiland inmitten der Provinz Elsass zu sein. Zur Zeit der Vereinigung mit dem Elsass zählte der Ort 241 Häuser und 379 Bürger.

Über die Einrichtung der Gemeindeverwaltung des Städtchens unter der lothringischen Herrschaft sei folgendes mitgeteilt: Vertreter des Herzogs war der jeweilige Amtmann, der zugleich den Vorsitz der Bürgerschaft führte, Vorsitzender des Gerichts und Oberbefehlshaber der wehrhaften Bürger war. Unter ihm standen der Schultheiss, dessen Stellvertreter und der Ratsschreiber, die wie er vom Herzog ernannt wurden. Die Bürger erwählten jedes Jahr an St. Peter eine Gemeindevertretung und zwölf Räte. Den Pfarrer hatte das Domkapitel aus Nancy zu ernennen. Es bezog auch den grössten Teil des Zehnten, nämlich

fünf Sechstel, während ein Sechstel dem Pfarrer von Orschweiler zustand. Diesem Kapitel stand auch ein Teil der Gerichtsbarkeit, soweit dies die Feldfrevel betraf, zu. Es ernannte nämlich unmittelbar den Rebbannwart sowie die 17 «Huber», die alljährlich am ersten Montag nach Martini zusammentraten, um über die vom Rebbannwart zur Anzeige gebrachten Frevel zu richten. Die Huber hatten weiter einen zweiten Bannwart für die Beaufsichtigung des Weidegeländes zu ernennen. Auch dessen Beanzeigungen hatten sie an demselben Gerichtstage zu prüfen. Bei diesen Beanzeigungen handelte es sich besonders um die Übertretungen gegen die Abgabe des Zehnten.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts liess der Herzog von Lothringen in St. Pilt ein Schloss errichten. Dieses wurde im Dreissigjährigen Kriege zerstört und erst nach dem Pariser Frieden wiederaufgebaut oder vielmehr in ein modernes Schloss umgewandelt. Es wurde später als Nationalgut verkauft und kam nach vielfachem Wechsel der Besitzer in die Hände Marianischer Brüder.

Pierre LEJEUNE.

## Gute Backrezepte

### Biskuitplätzchen

1 Ei, 4 Esslöffel warmes Wasser, 125 gr. Zucker, 1 Päckchen Dr. Oetker Vanillin-Zucker, etwas gemahlener Anis, 175 gr. Weizenmehl, 3 gr. (1 gestrichener Teelöffel) Dr. Oetker Backpulver «BACKIN».

Man schlägt Eiweiß und Wasser mit einem Schneebesen schaumig und gibt nach und nach  $\frac{2}{3}$  des Zuckers mit dem Vanillin-Zucker und dem gemahlener Anis dazu. Danach schlägt man so lange, bis eine cremartige Masse entstanden ist. Das Eiweiss wird zu steifem Schnee geschlagen. Dann gibt man unter ständigem Schlagen nach und nach den Rest des Zuckers dazu. Der Schnee muss so fest sein, dass ein Schnitt mit einem Messer sichtbar bleibt. Er wird auf den Eiweisskrem gegeben, darüber wird das mit «BACKIN» gemischte Mehl gesiebt. Man zieht alles vorsichtig unter den Eiweisskrem. Mit 2 Teelöffeln setzt man kleine Teighäufchen auf ein gefettetes, leicht mit Mehl bestäubtes Backblech und backt sie goldgelb.

Backzeit: Etwa 15 Minuten bei guter Mittelhitze.

### Festtagsnapfkuchen

250 gr. Butter oder Margarine, 300 gr. Zucker, 6 Eier, 3 Tropfen Dr. Oetker Backaroma Bittermandelgeschmack, 4 Tropfen Dr. Oetker Backaroma Zitronengeschmack, etwas Salz, 300 gr. Weizenmehl, 100 gr. Dr. Oetker «GUSTIN», 9 gr. (3 gestrichene Teelöffel) Dr. Oetker Backpulver «BACKIN», 200 gr. gemahlene abgezogene Mandeln.

Man rührt das Fett schaumig und gibt nach und nach Zucker, Eier und Gewürze hinzu. Das mit «GUSTIN» und «BACKIN» gemischte und gesiebte Mehl wird esslöffelweise untergerührt. Die gemahlener Mandeln hebt man zuletzt unter den Teig. Er wird in eine gefettete, mit geriebener Semmel ausgestreute Napfkuchenform (Savarin-form) gefüllt.

Backzeit: Etwa 70 Minuten bei schwacher Mittelhitze.

# Der närrische König

*Eine Humoreske von  
Wally, H. Dietrich*

**B**ESONDERS törichte Leute wählen bekanntlich einen besonders törichten König, und genau von einem solchen werde ich Euch jetzt erzählen :

Trotz seiner siebzig Jahre trug er mit grösster Wonne ein Sabberlätzchen, um seine kostbaren Gewänder zu schonen. An seinem Hinterkopf war eine grosse Brille befestigt, um damit zu sehen, was hinter seinem Rücken vorgeht. So recht wohl und von sich selbst überzeugt fühlte er sich, zum Beispiel, erst, wenn er sich in der krasssten Weise selber widersprechen konnte, aber in seine sonnigste Laune konnte man ihn versetzen, wenn man eine seiner kostbarsten Vasen oder die echten florentinischen Kandelaber zerschmetterte.

Er besass zwei Töchter, von denen die Jüngere so närrisch geboren war, wie ihr königlicher Vater. Sie, zum Beispiel, liebte es über die Massen, gerade dann in duftigen Spitzengewändern einherzugehen, wenn der Schnee in dichten Flocken fiel, und wenn die Höflinge sie anstarrten, rief sie einmal über das andere : « Oh, welch ein heisser Tag ». Wenn der Winter seinen Höhepunkt erreicht hatte, pflegten Vater und Tochter fröhlich Tennis zu spielen, und zum Ausgleich dieses Unsinn glitten sie im Hochsommer mit schellenklingelnden Schlitten durch die goldenen Kornfelder, während ihre Peitsche lustig knallte.

Des Königs Schwimmanzug war pelzverbrämt und der Regenschirm der Prinzessin war ungeheuer gross, bestand aus

goldenen Gräten, aber besass nicht die geringste Bespannung.

Des Königs Lieblingsausspruch war : « Es gibt keinen Spass im Leben, wenn man nicht seinen eigenen privaten Sommer oder Winter haben kann ! » und der ganze Hof stimmte in donnerndem Applaus der unbestreitbaren Weisheit bei.

Völlig anders stand es hingegen mit der älteren Tochter, die erstaunlicherweise ganz normal, sehr delikate und fein und der Liebling des ganzen Volkes war. Ihre strahlende Schönheit trug ihr den Namen « Prinzessin Sonnenschein » ein, während man von der anderen nur als von « Prinzessin Dummchen » sprach.

Als nun beide das heiratsfähige Alter erreicht hatten, zerbrach sich der närrische König, ihr königlicher Vater, den königlichen Kopf, wie er wohl einen passenden Gemahl und einen passenden Thronfolger finden könne.



Schliesslich entschied er sich für die glorreiche Idee eines Wettbewerbes im Lande: Derjenige solle König werden, der die dümmsten Einfälle habe.

Nun könnt Ihr Euch wohl vorstellen, welch eine endlose Menschenmenge in Wagen, Kutschen, Karren, zu Pferde, auf dem Esel und zu Fuss eintraf, um des närrischen Königs Tochter, und damit auch Land und Krone zu gewinnen.

Jeder wurde nun eingehend befragt, was für Albernheiten und Sinnlosigkeiten er vollbracht habe oder zu tun gedenke.

Einer antwortete: «Ich habe ein Glöckchen um den Hals meines Kanarienvogels gehängt, damit ich immer weiss, wo sich meine Katze aufhält.»

Ein anderer brüstete sich: «Und ich habe ein Haus gebaut, dessen Dach im Keller liegt, dafür aber den Keller auf dem Dach trägt, so, dass, falls jemand drin wohnen möchte, er besser ins Nebenhaus zieht.»

«Das ist nicht so übel», schmunzelte der König, aber so recht zufrieden war er noch nicht, weil er nur mit dem einen Mundwinkel lächeln konnte.

Der nächste Anwärter sagte: «Ich bin stolz auf die Erfindung eines Spezial-Gala-Menüs für den Narrenklub: Frisch gepflückter Gänsebraten mit weichgesottenen Weinflaschen und als Nachspeise: Geröstete Streichhölzer mit Schlagsahne!»

Ganz empört erwiderte der König, so dass seine Krone auf eine Seite rutschte: «Aber das ist doch alles ausserordentlich vernünftig und geschmackvoll! Wie kann ein Koch nur so geschweigt daherreden! Der nächste, bitte!»

«Ich bin ein Schotte, Sire, und ich bin derart geizig, dass ich mir die Luft im eigenen Halse nicht gönne!»

Gelangweilt sagte der König: «Da sind viele andere, mein Lieber, die sie Dir noch weniger gönnen», und damit wandte er sich zum nächsten Bewerber. Aber bevor der nur ein Wort herausbringen konnte, erhob sich der König

und rief, indem er sein Szepter wie ein Sprachrohr benützte: «Auf, auf, mein Volk! Lasst uns dieses traurige Schauspiel unterbrechen. Ich muss etwas trinken, oder ich sterbe. Diesen trockenen Unsinn kann ich nicht aushalten, ohne ihn ein wenig zu begiessen.»

«Sehr gut», schrie der neue Bewerber, «was meinen Sie zu einem Regenwasser-Cocktail, Herr König?»

«Eine anregende Idee!» rief der König begeistert. «Gebt mir Gabel und Messer, damit ich den Trunk so recht geniessen kann!»

Prinzessin Dummchen war aufgeregt und meckerte vor Vergnügen wie ein Ziegenböckchen. Ja, sie war die Tollste im Rufen der albernsten Dinge in die Menge, und der König hatte sie mehr als einmal an ihre edle Geburt zu erinnern. Auch machte er ihr sehr energisch klar, dass, falls hier Unsinn geredet werden sollte, es ausschliesslich er allein sein wolle...

Doch, wo war Prinzessin Sonnenschein während all der Zeit? Sie war ganz allein im Schloss geblieben, weil sie einen Abscheu vor Massenansammlungen hatte; auch fürchtete sie sich sehr, mit dem dümmsten Menschen des Landes verheiratet zu werden. (Ihre Gespielin und Vertraute hatte ihr inzwischen davon ganz erschreckt berichtet.) Arme, reiche Prinzessin! Wie konnte sie nur zuwege bringen, die Menschen zu überzeugen, dass die Natur uns mit Sinn und Vernunft beschenkt hatte, um beide zu gebrauchen, nicht aber zu missbrauchen? In einem Anfall von grossem Mut entschloss sie sich aber, dem Unsinn eine Grenze zu setzen.

Inzwischen hatte der König alle Hände voll zu tun gehabt, mit jedermann gut Freund zu sein. Er versprach unter Eid und Schwur, dass er in Zukunft nur noch Kühe züchten werde, denen das Gras auf dem eigenen Rücken wächst, so dass sie an- und aufeinander grasen könnten, ohne erst in Wind und Sturm hinaus auf

die Weide getrieben werden zu müssen. Ferner stellte er Erdbeerbeete in Aussicht, die zu jeder Seite lange Schlag-sahnenbeete trugen, und so weiter . . .

Nach geraumer Weile, als sein königliches Hirn nachliess, erfinderisch zu sein, klatschte er in die königlichen Hände : « Zurück zur Arbeit, meine lieben Untertanen, zurück zur Arbeit ! » Lasst uns heiraten, bevor der Elefant kräht ! Dies ist mein letztes Wort. Dies ist das wissenschaftliche Endexamen für meinen zukünftigen Schwiegersohn, und wolle es der Himmel, dass er bis heute schon 20 Jahre gelebt hat, in welchem Falle ich ihm ein dreimal so langes Leben wünsche, als er mir wünschen würde. Hört gut zu, ihr Narren, deren König ich in Aufopferung bin ! Derjenige soll König sein, der dicht vor meiner Tochter stehen kann und sie dennoch nicht zu sehen vermag ! »

Keine Antwort aus der Menschenmenge. Todesschweigen. Jedermann stand mit offenem Munde, grübelnd und brütend, wie er die harte Aufgabe lösen könne . . .

Vor lauter Eifer, euch von all den Narreteien zu erzählen, habe ich ganz und gar vergessen, den jungen Musiker zu erwähnen, der inmitten der Menge auf dem Schlossplatz gelandet war, nachdem ihn der Strom der Herbeieilenden auf der Landstrasse mitgerissen hatte. Es war ein feiner, prachtvoller Bursche mit dem Herzen auf dem rechten Fleck und jederzeit bereit, sein Glück zu versuchen. Als der König seine letzte Ankündigung gemacht hatte, war ihm daher sofort ein glücklicher Gedanke gekommen, wie er das kindische Rätsel lösen könnte ; aber vorläufig genoss er es, die dummen Leute zu beobachten, wie sie da standen und ihren Kopf rauchen liessen in der Anstrengung, König zu werden. Wenn er Prinzessin Dummchen ansah, verging ihm allerdings der Appetit, König zu werden, aber der Versuchung, im Wettbewerb

Sieger zu sein, konnte er doch nicht widerstehen.

So arbeitete er sich aus der Menge, in der er eingeklemt stand, heraus und trat bis dicht zu dem Platz, wo er die Prinzessin gesehen hatte. Nachdem er ein grosses, schönes Tuch aus der Tasche genommen hatte, ein Dankgeschenk einer armen Frau, mit der er einst sein letztes Stücklein Brot gutherzig geteilt hatte, faltete er es säuberlich und band sich dann die Augen damit zu. Dann tat er den letzten Schritt in Richtung der Prinzessin, ergriff ihre Hand und sagte mit seiner jungen, frischen Stimme, die eine gute Erziehung verriet :

« So nahe bin ich Euch, Prinzessin — und dennoch kann ich Euch nicht sehen! »

Robert — und das war der Name unseres jungen Musikers, hörte nichts als einen schüchternen, kleinen Schrei und dann den ungeheueren, brausenden Jubel der Menge.

Robert zog rasch das Tuch von den Augen herunter, — — nun werdet ihr überrascht sein, zu hören, wen der glückliche Bursche an der Hand hielt. Niemanden anders als Prinzessin Sonnenschein, die wenige Augenblicke vorher den Schauplatz erreicht hatte, mit dem Wunsche, das törichte Spiel abzubrechen.

Robert, der im allgemeinen genau wusste, wie er seinen Witz anzubringen hatte, der tapfere, junge Robert hatte beim Anblick der wunderschönen Prinzessin vollkommen den Kopf verloren.

« Ach, wie schön du bist ! », sagte er freimütig zu ihr, überwältigt von seinen Gefühlen.

« Nur Mut, junger Mann ! », rief der König. « Wenn die Prinzessin dein Gesicht so gut leiden mag wie ich, dann ist Grund genug da, die Hochzeit zu feiern. Es ist mir völlig egal, ob du die Aufgabe gelöst hast oder nicht, grosser, heiliger Bimban — was tut das zur Sache, und was kümmert mich mein dummes Geschwätz von vorher ? In der festen Annahme, dass es der Wunsch, der Ehrgeiz,





ja der Traum deines Lebens war, König zu werden, übergebe ich dir hiermit das Szepter, das für allerlei Zwecke dienlich ist.»

Ohne seine bewundernden Blicke von der Prinzessin zu wenden, erwiderte Robert in wohlgesetzter Rede:

«Sire, ich habe niemals geträumt oder gewünscht, König zu sein, und was in meinen Kräften steht, es nie zu sein, soll geschehen. Aber ich würde mehr als ein König sein, falls die Prinzessin sich entschliessen könnte, meine Frau zu werden.»

Als Antwort nahm die Prinzessin das Tuch aus Roberts Hand und wand es so geschickt um ihr Haar, dass es wie eine Krone aussah. Es war ihr nicht schwer geworden, sich in einen so aufrichtigen und angenehmen Burschen zu verlieben wie unseren Robert.

«Ist das wirklich deine unmassgebliche Meinung, mein Sohn und Erbe?» fragte der König hoch erfreut. «Nie in meinem Leben hab' ich solch vollkommenen Unsinn sprechen gehört, mein Lieber. Mein Ehrenwort — du hast gewonnen, du sollst König sein; du sollst meine Tochter haben und mein Land nebst Krone dazu!»

«Einen Augenblick, bitte!», rief Robert, der inzwischen seine Fassung wieder gefunden hatte, «eine halbe Krone genügt mir; ein Drittel des Landes ist reichlich genug für uns zwei, aber Eure Tochter will ich von Kopf zu Fuss haben,

falls sie mich haben will», fügte er mit einem schüchternen Lächeln hinzu.

Wie ihr euch richtig vorstellt, hatte sie nichts dagegen einzuwenden, sondern sagte von ganzem Herzen «ja».

«Gut, besser und am besten» schmunzelte der König zufrieden. «Wenn ich es mir so recht überlege, ist es auch wirklich nicht die rechte Stunde, abzudanken. Ich gedenke daher, meinem ergebenen Volke noch viele Jahre ein weiser König zu sein, zu dem es mit Fug, Recht und Stolz auf und ab sehen kann. Und dreimal Wohl dem König, der sein eigener Narr sein kann.»

Bevor er seine Krone wieder gerade setzen konnte, kam Prinzessin Dümchen mit dem aufgespannten, unbezogenen Regenschirm gelaufen, weil die Sonne schien, und rief:

«Halt, mein teurer Vater und König, du hast den Bewerber nicht zu Ende sprechen lassen, der mit seinem Regenwasser-Cocktail den besten Geschmack verriet.»

«Ha», schrie der König und schlug sich die königliche Brust mit dem Szepter, «Gerechtigkeit vor allem, weil dies der Könige grösste Würde ist», und er bückte sich, um seine herabgerutschten Wollsocken mit Reisszwecken wieder festzuhalten.

«Und was hast du vorzubringen, später Fremdling?», und er verbeugte sich vor dem Bewerber in der Art der grossen Indianerfürsten.

«Nicht zu viel und nicht zu wenig», antwortete unverfroren der junge Mann. «Da wir gerade am Verteilen sind und nicht aus der Übung kommen wollen, schlage ich vor, mir die andere Hälfte der Krone, das andere Drittel des Landes und die Gesamtheit der übrigen Prinzessin zu geben. Sie wird es bei mir nicht schlecht haben, Herr König Papa. Ja, ich verspreche heilig, ihr sogar den Regenschirm überspannen zu lassen. Ich habe gehört, dass er im Regen gute Dienste